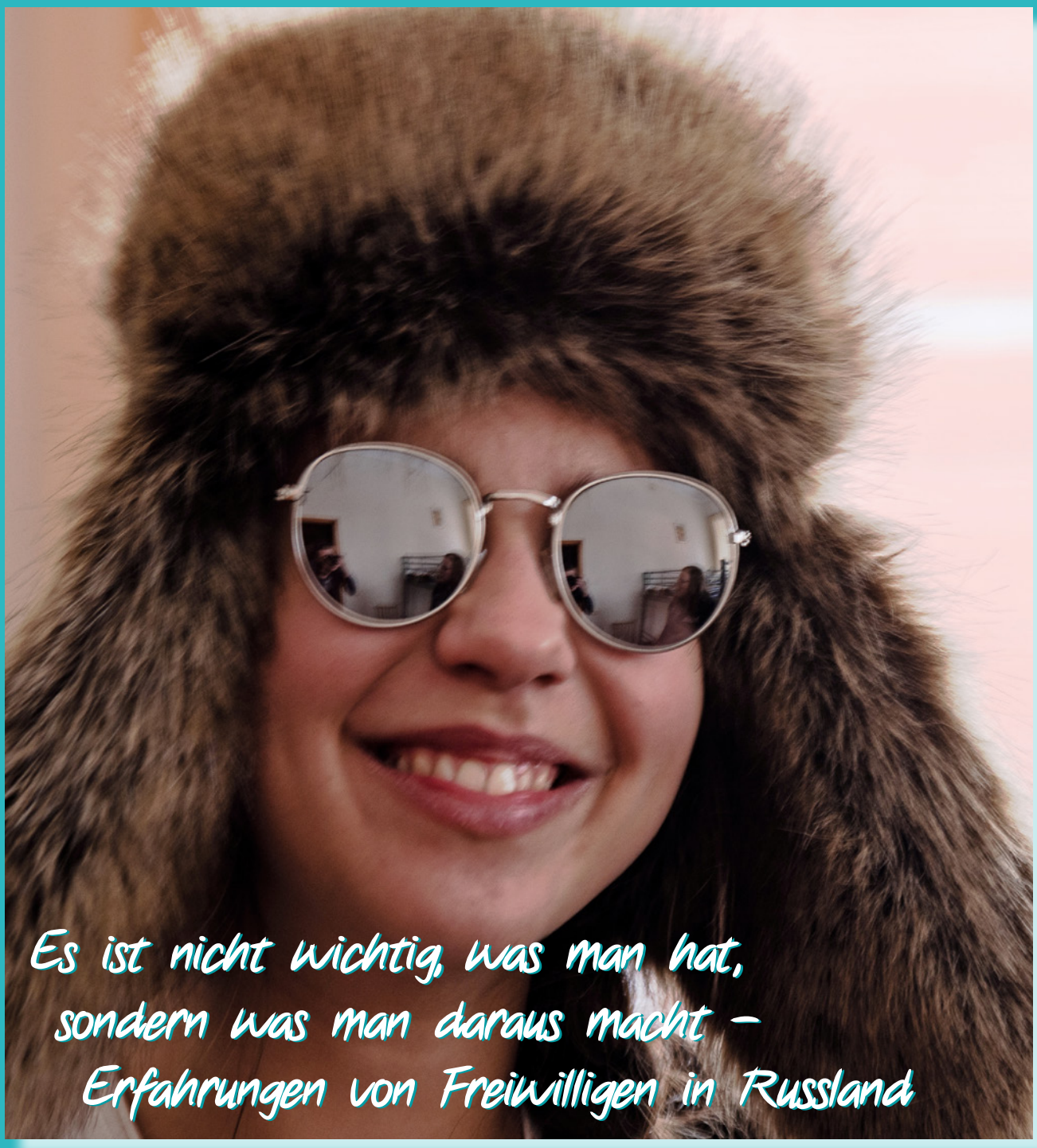
Eine Kuh für Marx

Das Magazin zur Russlandhilfe
des Caritasverbandes
für die Diözese Osnabrück e.V.

Nr. 54
Mai 2019



Es ist nicht wichtig, was man hat, sondern was man daraus macht – Erfahrungen von Freiwilligen in Russland

Liebe Leserinnen und Leser!

Lernen fürs Leben – das ist ein Motto, das mir sehr gefällt. Jungen Leuten eine solche Möglichkeit anzubieten, war sicherlich ein Kriterium für das Bistum Osnabrück, 2000 das Programm „Freiwillige Dienste im Ausland“ (FDA) aufzulegen. Seitdem sind über 500 junge Erwachsene zwischen 18 und 28 Jahren mit dem FDA in Länder Asiens, Lateinamerikas, Afrikas und nach Russland ausgesandt worden. Seit 2003 gehört Russland als Aufnahmeland dazu.
66 Russlandfreiwillige hat es bis heute gegeben, einschließlich der sechs aktuellen „Russen“, wie wir sie manchmal locker nennen, die in dieser KUH-Ausgabe gemeinsam mit zwei Ehemaligen über ihren Dienst und ihren Aufenthalt in Russland berichten.
Unser FDA-Team spricht im Zusammenhang mit dem Freiwilligendienst von einem Lerndienst. Viele Bewerberinnen und Bewerber kommen anfangs mit der Motivation des Helfens und erfahren oft im Laufe ihres Jahres, wie viel sie in dieser Zeit fürs Leben lernen und sich und ihre Stärken und Schwächen kennenlernen. Oft hören wir auch im Auswahlverfahren: „Ich möchte gern mal an meine Grenzen kommen“. Doch wenn dieser Punkt im Auslandsdienst einmal kommt, fühlt es sich in der Regel nicht wie ein positiv besetztes Abenteuer mit Lagerfeuercharme an, sondern wie eine die ganze Persönlichkeit herausfordernde Grenzerfahrung.
Um Höhen und Tiefen im Jahr zu meistern und gestärkt aus dem Jahr in die Erwachsenenwelt zu starten, bedarf es einer gehörigen Portion an Selbsteinschätzung und viel Mut, an den mit Sicherheit auftretenden Herausforderungen zu wachsen und zu reifen.

Dies im Jahr der Vorbereitung, im Auslandsjahr und in der Zeit danach begleiten zu dürfen, ist für meine Mit-Teamer und mich eine Aufgabe, der wir uns mit großem Eifer stellen.

Sätze wie dieser von Alexander Hüser, einem ehemaligen Freiwilligen, bestärken uns in unserer Arbeit: "Das Jahr hat mir [...] die Einsicht [gegeben], dass es erstmal nicht wichtig ist, was man hat, sondern was man daraus macht." Unsere Freiwilligen leben während ihres FDA-Jahrs in sehr einfachen Verhältnissen und stehen Lebenssituationen von Menschen gegenüber, die sie sich hier in Deutschland vorher kaum vorstellen konnten. Viele von ihnen kommen mit der Erfahrung zurück, dass es wenig materielle Dinge braucht, um glücklich zu sein und dass man mit kleinen Dingen schon ganz viel bewirken kann. Dieser Erkenntnis liegt auch der Titel der aktuellen Ausgabe zugrunde: Es ist nicht wichtig, was man hat, sondern was man daraus macht - Erfahrungen von Freiwilligen in Russland.“

Freuen Sie sich darauf, in dieser KUH-Ausgabe an den Erfahrungen unserer FDA-ler ein wenig teilzuhaben!

Ihr

PS: Besonders möchte ich Ihnen auch den Brief von Julia ab Seite 37 empfehlen. Als wir ihn Ende letzten Jahres über die Caritas St. Petersburg erhielten, hat er mich sehr berührt. Es ist eine Freude, so über die Früchte der Arbeit und der Spenden lesen zu können.

Ottmar Steffan, Fachreferent für Weltkirchliche Arbeit in Mittel- und Osteuropa. Foto: Jannis Steffan.

ALLTAGSHELDEN GESUCHT

Das Bistum Osnabrück hat 2000 das Programm „Freiwillige Dienste im Ausland“ (FDA) gestartet. Zurzeit werden jährlich etwa 30 Freiwillige auf Ihre Einsatzstellen in Afrika, Asien, Lateinamerika und Russland gesandt. Im FDA geht es um Lernerfahrungen in der Begegnung mit und im Dienst an Menschen in einer anderen Kultur Dadurch kann dieses Jahr neue Horizonte eröffnen, Orientierung für die weitere Lebensgestaltung bieten und eine Bereicherung für alle Dimensionen des Mensch-seins sein. Weitere Informationen unter:

www.alltagshelden-gesucht.de

Anmeldungen für den FDA-Jahrgang 2020/21 werden bis September 2019 entgegengenommen: fda@bistum-os.de

Editorial 3
Inhalt 4
Freiwillige Dienste im Ausland - FDA
Es ist nicht wichtig, was man hat, sondern was man daraus macht 5
Sorgen des Abschieds wichen schnell der Euphorie....7
Ich springe noch nicht hoch genug! 10
Du bist nicht allein! 13
Wolgograd sagt Moin Moin! 15
Wer möchte schon einsam sein?....17
Mama und Papa sind keine Selbstverständlichkeit 19
Was war dein schönster Moment?....22
Was war deine größte Herausforderung? 24
O-Töne von ehemaligen Freiwilligen 26
Ich würde jederzeit wieder fliegen....28
Reise nach Sibirien
Brillenwechsel 31
Wir können gar nicht anders…. 35
25 Jahre Caritas St. Petersburg
Gemeinsam machen wir die Welt heller....37
Sibirienhilfe
Wahre Geschichten 39
Statistik
Über 500.000 Euro Spendengelder in 2018....41
Nachrichten
Augenblick mal 44
Nachruf....45
Impressum - Spendenformular
Wir über uns....46

Aktuell sind sechs Freiwillige aus dem Bistum Osnabrück in Russland. Sie berichten auf den folgenden Seiten über ihre Erfahrungen, Erlebnisse und Emotionen. Während diese sechs jungen Menschen quasi „live“ von vor Ort berichten, eröffnet mit Alexander Hüser ein ehemaliger Freiwilliger den Themenschwerpunkt „Freiwillige Dienste im Ausland - FDA“. Mit Miriam Buhl kommt ab Seite 28 eine ehemalige Freiwillige zu Wort, deren Auslandsjahr bereits 15 Jahre zurückliegt.

Mehr als nur ein Almosen. Die Suppenküche der Caritas und der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Wolgograd. Alexander (links) und Ruslan bei der Ausgabe von Tee und heißer Suppe beim Caritas-Container. Foto: Ottmar Steffan.

Es ist nicht wichtig, was man hat, sondern was man daraus macht

2010 verbrachte Alexander Hüser seinen Freiwilligendienst im Ausland in Wolgograd. Als er damals zurückkam, fasste er seine Erfahrungen und seine persönliche Entwicklung während seines Aufenthalts in eindrucksvolle Worte.

von Alexander Hüser

Mein Jahr in Wolgograd ist zu Ende und ich weiß, dass es für mich als Mensch sicherlich eines der wichtigsten Jahre meines Lebens war. Ich bin bereits wieder in Deutschland und mein Allgemeinbefinden ist eher mittelgut. Man kann niemandem wirklich tiefgründig über seine Erfahrungen erzählen, da es niemand versteht. Am besten habe ich mich bisher mit anderen Rückkehrern auf dem Rückkehrerseminar unterhalten, selbst mit denen, die ich persönlich kaum kenne. […]

Einen gesamten Blick auf das Jahr kann ich mir (noch?) nicht bilden, es gab einfach zu viele verschiedene Phasen. Allerdings weiß ich, dass es mich als Mensch viel weiter gebracht hat. Durch die Arbeit mit Kindern aus sozialschwachen Familien bin ich vielleicht emphatischer geworden, habe die wichtige Erfahrung gemacht, dass jede Verhaltensweise seine Gründe hat und man deshalb nie einen Menschen beurteilen darf, ohne ihn wirklich gut zu kennen. Weiterhin habe ich in Russland einen niedrigeren, wie man in Ländern wie Deutschland so schön sagt, „Lebensstandard“ gelebt. Alles war sehr einfach und jetzt bei meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich gemerkt, dass ich dadurch nicht unglücklicher lebe, sogar im Gegenteil: Als ich nach Hause kam, fand ich die modischen Möbel, Glasschränke, Prunk und Pracht eher unangenehm und bedrückend. Das Jahr hat mir also nicht [nur] Einrichtungsideen für mein Studentenzimmer (Spaß beiseite) gegeben, sondern auch die Einsicht, dass es erstmal nicht wichtig ist, was man hat, sondern was man daraus macht. Ich habe in Wolgograd vieles erreicht und dabei doch in ziemlicher Einfachheit gelebt und das ist es, was einem das befreiende Gefühl schenkt, so einfach glücklich zu werden.

Am schwierigsten war direkt die Anfangsphase. Dadurch, dass ich noch schlecht Russisch sprach und verstand, wurde mir direkt klar, dass ich weniger (bzw. gar nicht) eine Hilfe war und oft auch anstrengend für die Mitarbeiter war. Diese Situation war sehr schwer für mich zu verstehen nach 13 Jahren Erfolg in der Schule. Dazu kam noch, dass es beim Sprachkurs der Uni in Wolgograd sehr schwer war und ich einige Male das Russischbuch „gegen die Wand werfen wollte“. Es ging also darum, sich „durchzubeißen“ und dann, ab Anfang Dezember, spürte ich, wie ich eine immer tiefer gehende Beziehung zu fast allen Kindern aufbaute. [….]

Meine Veränderungen habe ich oben schon angeschnitten: Menschenverständnis, das Bedürfnis (eigentlich Selbstverständnis), seinem Gegenüber zu helfen, wenn es ihm schlechter geht und natürliche Offenheit einem unbekannten Menschen gegenüber, ihm zu zeigen, dass man sich an ihm interessiert. Letztlich bleibt vielleicht noch zu erwähnen, dass ich mir genau diese Dinge des Öfteren in ein kleines Buch schreibe, damit ich sie nicht vergesse, denn man kann sie schnell vergessen in unserer Zeit, besonders als Teil der Leistungsgesellschaft. Ich habe also mit der Zeit die Fähigkeit gewonnen, mit mir selbst umzugehen und in mich reinzuhören, was für mich zählt im Leben.

Es gibt viele Menschen, die mir dies vorgelebt haben, ohne deren Beispiel ich vielleicht zu solchen Tiefen nicht gelangt wäre. Dies sind Marko, der Leiter des Hauses der Familie „Johannes XXIII.“, die Leiterin des Kinderzentrums „Maria“- Yelena Alexandrovna, die Erzieherin Olga, ein Freund Hassejn, eine Freundin Dasha, eine andere Freundin Marina und eine andere (deutsche) Bekannte Nana. In Deutschland sind es die Menschen vom FDA-Team.

Ich möchte diese Erfahrungen für mein zwischenmenschliches Leben einsetzen, ich möchte anderen Leuten erklären, wie es auch gehen kann in unserer Welt, ich möchte weiterhin freiwillig etwas tun.

So werde ich mich jetzt also ab Anfang Oktober ins Biochemie-Studium in Leipzig werfen. Es ist das, was ich immer wollte und was ich immer noch will. Es ist wahnsinnig interessant und man kann wahnsinnig viel damit anfangen. Ich werde voraussichtlich jeden Tag das tun, was ich selbst möchte. Das ist sehr schön. Aber das ist auch: Acht Stunden Labor, danach zwei Stunden Vorlesung. Leistungsgesellschaft. Was bleibt dann noch übrig? Schauen wir mal. Ich weiß ja, wo ich ein zweites Zuhause habe.

Sorgen des Abschieds wichen schnell der Euphorie

Es war plötzlich alles anders - die Sprache, die neue Umgebung, ein neues Land und neue Kultur, neue Menschen. Die 19jährige Marlene Janssen aus Bremen verbringt ihren Freiwilligendienst im Ausland (FDA) bei den Schwestern des Vinzentinerinnenordens in Nischni Tagil.

von Marlene Janssen / Fotos: privat

Mit vielen verschiedenen Emotionen, Vorstellungen und dicken Pullis im Gepäck ging für mich im September die Reise nach Russland los. Das Flugzeug brachte mich von Hamburg über Moskau zuerst nach Novosibirsk, welches gut 1700 km östlich meines eigentlichen Ziels, Nischni Tagil, liegt.

Nach ein paar Tagen mit Kiana (Freiwillige in Novosibirsk) und Josefina (Freiwillige in Omsk), ging es für mich auf den weiten Weg in den Ural. In Jekaterinenburg wurde ich von Schwester Antonia mit Luftballons und viel Herzlichkeit in Empfang genommen.

Ein toller Empfang am Bahnhof mit Luftballons und herzlicher Begrüßung sowie die sich anschließende Fürsorge der Schwestern machten Marlene Janssen den Einstieg in ihr FDA-Jahr leichter.

Meine Stelle hier in Tagil beruht auf der unermüdlichen Herzensarbeit der vier Schwestern des Vinzentinerinnenordens, über die Ottmar Steffan bereits in der Ausgabe 51 vom Dezember 2017 berichtet hat. Ihre Projekte sind eine Mutter-Kind Betreuungs- und Beratungseinrichtung (in der ich allerdings nicht arbeite), ein Kidsclub, ein Obdachlosenheim und Arbeit in zwei Tuberkulosekrankenhäusern. Diese Freiwilligenstelle wurde mit mir das erste Mal für ein ganzes Jahr besetzt.

In der Anfangszeit wurde ich zum Glück nicht direkt ins kalte Wasser geschmissen, ganz im Gegenteil, die Ordensschwestern versuchten so gut es ging, mir einen seichten Einstieg zu ermöglichen. Sie zeigten mir zunächst die Umgebung, die Stadt, meine Arbeitsstelle und sämtliche Wege, bevor ich alles alleine zu bestreiten hatte. Dafür war ich unglaublich dankbar, da genau das, neben der Sprache, eine große Sorge war. Es wurde alles getan, damit ich mich wohlfühlen konnte und das tat ich auf Anhieb. Die Sorgen des Abschieds, die mich bis nach Novosibirsk begleitet hatten, wichen der Euphorie.

Sanfte Einstieg

Zunächst arbeitete ich die ersten zwei Monate ausschließlich im Kidsclub, ein Hort zur Nachmittagsbetreuung von Kindern aus dysfunktionalen Familien. Das half mir, mich zunächst an alles zu gewöhnen; die Sprache, die neue Umgebung, ein neues Land und neue Kultur, neue Menschen - es war einfach alles anders. Die beständige Arbeit im Kidsclub gab mir die Möglichkeit zur Akklimatisierung ohne Überforderung. Die Kinder waren mir direkt sehr offen gegenüber und von Anfang an auch interessiert an mir, einer fremden Person aus einem anderen Land, was sie immer wieder und immer noch durch Fragen zum Ausdruck brachten. Ich war also nicht die Einzige, die

gerade etwas Spannendes und Neues erlebte.

Meine Aufgaben dort bestanden erstmal darin, die Kinder zu betreuen, das Mittagessen mit einer der Schwestern und Pädagoginnen vorzubereiten, beim Aufräumen und Saubermachen zu helfen und viel Uno und Mensch-ärgere-dich-nicht zu spielen. Mittlerweile habe ich die Kinder sehr lieb gewonnen, was den Spaß an der Arbeit nochmal steigert. Die Wochenenden verbringe ich mit den Schwestern. Nach den sonntäglichen Kirchenbesuchen und der Mittagessenseinladung, machten sie mit mir Ausflüge in die Stadt, die nähere Umgebung oder zu besonderen Veranstaltungen, die mir die Kultur und meine neue Heimat näher brachten.

Besuch des Omsker Tierheims mit den Kidsclubs aus Barnaul, Novosibirsk, Nieschni Tagil und Omsk.

Im November beschlossen Schwester Antonia und ich gemeinsam, dass ich bereit bin, auch die Arbeit in den emotional stärker herausfordernden Projekten kennenzulernen. Mein neuer Arbeitsplan sieht vor, von nun an montags und freitags weiterhin im Kidsclub mitzuhelfen, dienstags und mittwochs im Rehabilitationscenter bzw. dem Obdachlosenheim zu arbeiten, sowie mittwochs vormittags und donnerstags in zwei verschiedenen Tuberkulosekrankenhäusern.

Für mich war der erste Besuch im Obdachlosenheim ein großer Schock. Das Haus ist genauso wie viele der Bewohner in einem erschreckenden Zustand. Die Bewohner sind nicht mehr alle geistig voll anwesend und ein Großteil ist invalid durch fehlende Gliedmaßen oder krank.
Der Besuch war noch vor meinem ersten Arbeitstag dort, und ich war froh zu wissen, was ich ungefähr zu erwarten hatte. Die Schwestern haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Bewohner bei der Pflege zu unterstützen. So werden bei jedem unserer Besuche 9-12 Menschen gewaschen, rasiert, die Nägel und Haare geschnitten und unter Umständen auch Wunden notdürftig behandelt. Manchmal kann man noch gut mit einigen der Bewohner reden oder ich erfahre von den Schwestern etwas über die jeweiligen Lebensgeschichten. Das macht die Arbeit nicht einfacher. Zu meiner eigenen Überwindung kommt zusätzlich der Input, der häufig tragischen Erfahrungen. Oft nehme ich mir die Eindrücke sehr zu Herzen, sodass die Arbeit mich durchaus emotional mitnehmen kann.

Schwer, aber schön

Die Arbeit bewegt mich auf ganz vielen Ebenen: Zum einen wie schon angesprochen, der unhaltbare bauliche und sanitäre Zustand des Hauses und in welchen Verhältnissen die Menschen dort leben. Es wird zwar nach und nach ausgebessert, aber das geht wegen des fehlenden Geldes nur langsam vonstatten. Zum anderen die Menschen. Einige von ihnen haben sogar noch Familie, die sich allerdings nicht um sie kümmern möchte, vielleicht aber auch nicht kann. Andere haben eine Strafe im Gefängnis abgesessen und danach den Übergang zum selbstständigen Leben nicht mehr geschafft. Eigentlich war das Heim früher als eine Institution für Männer mit genau diesem Problem gedacht. Es sollte ein Übergangswohnheim für Ex-Gefängnisinsassen sein, bis sie Dokumente, Arbeit und Wohnung haben. Doch der Andrang und Bedarf als Heim zur Prävention von Obdachlosigkeit, nicht für nur Straffällige, war groß. So kommt es, dass man dort nicht nur Menschen trifft, die 2/3 ihres Lebens im Gefängnis verbracht haben, sondern auch jene, die verlassen oder verstoßen wurden, weil sie ein Leben führen, dass auf Hilfe angewiesen ist. Dadurch, dass die Schwestern und ich und meine Nachfolger als Freiwillige für die Grundhygiene dieser Menschen maßgeblich verantwortlich sind, können wir hoffentlich ein Leben in mehr Würde ermöglichen. Ich bin sehr froh, die Schwestern in dieser schweren, aber schönen Arbeit unterstützen zu können.

Arbeit „mit dem Herzen“

Zu sehen, mit welcher Güte und mit wie viel Liebe für andere die Schwestern die Arbeit, die für sie, glaube ich, gar keine ist, immer wieder ausführen, ist motivierend und beeindruckend. Ebenso betrifft das natürlich auch die Arbeit in den Tuberkulosekrankenhäusern. Das Krankenhaus zur stationären Behandlung liegt am Rand der Stadt in einem Wald.
An der Straße dahin liegt eine Einäscherungsanlage und eine psychiatrische Einrichtung. Auf mich wirkt es immer wieder so, als wäre dort alles, was

man lieber nicht in seinem Sichtfeld in der Stadt haben möchte. Modern ist leider kein Wort, was man mit dem Krankenhaus assoziieren kann. Es wirkt für mich, die an deutsche Krankenhausstandards gewöhnt ist, stark heruntergekommen. Dort besuchen wir auf drei Etagen, eine davon sogar vergleichsweise hübsch renoviert, insgesamt ca. 40 Patienten. Mir wurde mal erklärt, die Arbeit dort sei keine „normale" Arbeit, sondern eine „mit dem Herzen". Wir nehmen uns Zeit, mit den Patienten zu sprechen und versuchen durch Gespräche eine emotionale Stütze zu sein. Außerdem bringen wir Gebäck, Tee und individuelle Kleinigkeiten mit. Die Arbeit dort finde ich ebenfalls sehr beachtlich, aber leider kann ich die Idee des Projektes aufgrund meiner sprachlichen Barrieren noch nicht richtig umsetzen.

Am Mittwochvormittag verteilen wir in einer Poliklinik für eine Stunde Lebensmittel an Patienten. Diese befinden sich in verschiedenen Stadien ihrer Krankheit, müssen aber nicht stationär versorgt werden, sondern lediglich regelmäßig in der Einrichtung untersucht werden. Die Ausgabe der Lebensmittel soll als Anreiz dienen, diese Maßnahmen stets wahrzunehmen. Die Vorbereitung und Lebensmitteleinkäufe übernimmt eine der Schwestern. Die Produkte werden dann im Gegenzug gegen eine Bestätigung des Arztes über die heutige Behandlung „eingetauscht". Es gibt immer ein Brot und weitere Nahrungsmittel, wie Nudeln, Reis, Konserven etc. Viel ins Gespräch kommt man nicht, weshalb die Stunde, die wir dort verbringen, recht monoton abläuft.

Mehr Verantwortung

Seitdem ich Anfang Februar vom Zwischenseminar in Sibirien wiedergekommen bin, gab es ein paar Veränderungen. Eine der zwei Pädagoginnen aus dem Kidsclub hat aufgehört. Das hat eine große Verschiebung in dem kleinen Kreis der Schwestern, der einen Pädagogin, der Betreuerin der Mutter-Kind Einrichtung und mir als Freiwillige ausgelöst. Das bedeutet, dass eine der Schwestern, die eigentlich recht fest ihre Projekte eingeplant war, als 3. Person mit mir im Wechsel im Kidsclub ist. Unterm Strich heißt das, dass auch auf mich mehr Verantwortung zukommt. Ich muss stundenmäßig nicht mehr arbeiten, aber die Arbeit wird intensiver. Wo wir zu dritt bei den Obdachlosen waren, sind wir nur noch zu zweit, statt vier Leuten im Kidsclub sind wir nur noch zu dritt. Ich bin froh, dass man mir diese Verantwortung offensichtlich zutraut, allerdings bin auch sehr aufgeregt, wie alles laufen wird.
Rückblickend hat mir diese Steigerung in die Einbindung in meine Projekte sehr geholfen, mich in meinen Alltag und in meine Rolle als Freiwillige einzufinden. Es wurden sich vor meiner Ankunft viele Gedanken gemacht, wie man eine Freiwillige gut einbinden kann. Die Erstbesetzung dieser Stelle bringt für mich Vor- und Nachteile. Zum einen hatte ich natürlich keinen Vorgänger, den oder die ich über meine Arbeit oder sonstige Belange hätte ausquetschen können. Gerne hätte ich manchmal vor meinem Stellenantritt jemanden gehabt, der mich an die Hand nehmen kann oder mir zumindest bestätigt, dass das, worauf ich mich einlasse, wichtig und richtig ist. Das musste ich mir dann einfach immer wieder selber versichern - und es hat sich bewahrheitet.

Außerdem muss ich hier in Nischni Tagil alles als Erste erkunden. Ich kann auf keine Tipps zurückgreifen. Das hört sich nicht unbedingt schlecht an. Es ist nur nicht immer leicht, die Energie und Motivation aufzubringen, vor allem weil man „suchen" muss und nicht einfach „finden" kann. Damit meine ich, dass die alten, durch Sowjetzeit geprägten Industriestädte auf den ersten Blick nicht sonderlich viel zu bieten haben, was nichts mit Fabrikarbeit zu tun hat. Viel gesehen und erlebt habe ich trotzdem schon! Nach mittlerweile sechs Monaten in Russland und nach dem Zwischenseminar Anfang Februar, habe ich wieder mehr Elan, Tagil weiter für mich zu entdecken. Alles in allem bin ich mehr als glücklich mit meiner Stelle und der Arbeit hier in Russland. Ich freue mich, auf alles, was noch kommt, und ich bin sicher, im Sommer werde ich auf ein einmaliges Jahr bei den Schwestern in Nischni Tagil zurückblicken können!

So sieht es aus, wenn Wasser in der Luft gefriert. Auch das ist Russland: klirrende Kälte.

Ich springe noch nicht hoch genug!

Viele Fragen stellen sich derzeit für die 19-jährige Josefina Balzer aus Osnabrück. Eines Tages wird sie sicherlich Antworten auf ihre Fragen finden, wenn sie mit etwas Abstand auf das Erlebte während ihres Aufenthaltes in Omsk zurückschaut.

von Josefina Balzer / Fotos: privat

Der Besuch der Obdachlosen und die Mithilfe bei der Essensausgabe war Ende September sehr aufregend für mich. Bei Temperaturen um die 20 Grad Celsius fuhr ich regelmäßig zu ihnen und versuchte, ihre Gespräche zu verstehen, um mehr über sie zu erfahren. Eines Tages kam ich mit einem Mann ins Gespräch. Er sprach mich auf Deutsch an, wir unterhielten uns. Er hatte vier Jahre in Deutschland gelebt und gearbeitet. Auf die Frage hin, warum er nach Russland zurückgekehrt ist, erklärte er mir, dass er zunächst zum Militär eingezogen wurde, nach Ende des Dienstes wurde er dann obdachlos. Leider habe ich den Mann danach nie mehr gesehen. Diese Begegnung hat mich sehr nachdenklich gemacht und ich fing an mich zu fragen, wie so etwas passieren kann? Wie ein Mann, der zunächst ein gutbürgerliches Leben geführt hat, eines Tages bei der Suppenausgabe für Obdachlose vor mir steht. Eine zufriedenstellende Antwort darauf habe ich noch nicht gefunden… Sehr beeindruckt hat mich auch eine junge Frau, die in der Nähe der Stelle lebt, an der täglich das Essen ausgeteilt wird. Sie ist 27 Jahre alt und hat nur noch ein Bein. Ihr Mann hat in der Wut ihr Bein angezündet. Um von ihm wegzukommen, nahm sie ein Leben auf der Straße in Kauf. Ihre Ausweisdokumente hat sie in ihrem früheren Zuhause liegen gelassen und kommt auch nicht mehr an sie dran. Ohne Papiere ist es nicht möglich, in ein Obdachlosenheim zu kommen oder sich sonst irgendeine Hilfe von staatlicher Seite zu holen.

Kampf ums Überleben

Anfang Februar gab es einen Kälteeinbruch, bei dem die Temperaturen in Omsk auf bis zu -40 Grad Celsius in der Nacht abfielen. Man sah den Obdachlosen die Kälte an. Viele wirkten nun schwächer und müder als vorher.

Der Grund, weshalb ein Mensch, der solchen Temperaturen nicht entkommen kann, überlebt, sind die Wärmeleitungen am Bahnhof der Stadt, an denen viele der Obdachlosen leben. Wenn man die Isolierung der Rohre entfernt, sind sie den Menschen eine überlebenswichtige Heizung. Ganz ungefährlich ist das Schlafen zwischen und auf den Rohren aber nicht. Denn sie sind so heiß, dass bei direktem Hautkontakt Verbrennungen die Folge sind.

Schwester Michaela kümmert sich um die Verbrennungen, die abgefrorenen Glieder und um alle anderen Beschwerden.

Umso wichtiger ist daher die medizinische Versorgung der Obdachlosen durch die Caritas. Während Essen ausgeteilt wird, kümmert sich Schwester Michaela um die Verbrennungen, die abgefrorenen Glieder und um alle anderen Beschwerden. Einen abgefrorenen Finger und eine Brandwunde an einer Hand zur gleichen Zeit zu haben, scheint zunächst paradox, ist im Winter bei den Obdachlosen aber keine Seltenheit. Vielen von ihnen fehlen bereits einzelne Zehen und Finger.

Ein weiteres Mittel zum Aufwärmen ist für die Ob-

dachlosen der Alkohol. Seit Beginn des Winters sind mir bei der Essensverteilung jedes Mal auch ein paar betrunkene Menschen entgegengekommen. Ein Mann, mit dem ich mich normalerweise immer etwas unterhalte, war vor ein paar Wochen so betrunken, dass er weder die Suppenschüssel entgegennehmen noch gerade stehen konnte. Wenn es in der Nacht zuvor besonders kalt gewesen ist, sind es immer etwas mehr Betrunkene als sonst. Eine der Gefahren des Alkohols ist es, dass die Obdachlosen den Punkt erreichen, an dem sie die Kälte gar nicht mehr spüren oder sogar ohnmächtig werden. Dann finden sie ohne fremde Hilfe nicht den Weg in ihr Nachtlager. Ohne die Wärme der Heizleitungen ist es jedoch unmöglich die Nacht bei den sibirischen Wintertemperaturen zu überleben. Ohne Hilfe bedeutet so eine Situation also oft den Tod.

Viele Obdachlose sehen in dem Alkohol die einzige Möglichkeit, ihren Lebensumständen für ein paar Stunden zu entfliehen. Hat jemand, der so denkt, sich vielleicht längst selbst aufgegeben? Manchmal habe ich das Gefühl, es ist so. Doch der Wunsch nach einer Pause vom Schmerz der nicht endenden Kälte ist für mich absolut nachvollziehbar und sicher auch für jeden anderen, der schon einmal in der Kälte stehen musste. Der Unterschied ist jedoch, dass ich warme Kleidung besitze und mein Aufenthalt in der Kälte meist auf nur wenige Minuten begrenzt ist. Wenn ich mir vorstelle, das wäre nicht so, überkommen mich Gefühle der Verzweiflung, Angst und Aussichtslosigkeit… Und aussichtslos ist diese Situation für die meisten Obdachlosen eben auch. Denn ohne Papiere ist auf Hilfe vom Staat, z.B. in Form eines Platzes in einem Obdachlosenheim, nicht zu hoffen. Auch im Krankenhaus behandeln lassen kann man sich ohne Papiere nicht.

Als ich das erste Mal mit einer der Schwestern ins Krankenhaus gefahren bin, war ich sehr erschrocken über das, was ich sah. Es ist sehr viel einfacher eingerichtet als in Deutschland. Die Menschen teilen sich mit so vielen anderen ein Zimmer wie eben Betten reinpassen. Es gibt dreimal am Tag Kascha, also Brei, zur Mahlzeit. Die Körperpflege kommt absolut zu kurz, falls diese überhaupt stattfindet. Denn die Familie muss dies übernehmen. Wer keine mehr hat, muss schauen, was er tut. Manchmal kümmern sich dann einige der fitteren Patienten um die schwächeren. Viele der Menschen, die auf der Sozialstation liegen, sind schon sehr lange im Krankenhaus und werden es wohl auch noch sehr lange sein. Manche von ihnen haben keine Familie mehr und können mit ihren Leiden nie mehr normal arbeiten und Geld verdienen. Ohne Hilfe wären viele von ihnen sicherlich obdachlos. Sie „wohnen“ dort im Krankenhaus. Ein paar der Menschen sind nicht viel älter als mein 28 Jahre alter Bruder, was mich jedes Mal wieder erschreckt. Wenn wir ins Krankenhaus fahren, pflegen wir die Menschen, indem wir ihnen die Finger- und Fußnägel, Haare und Bärte schneiden und mit ihnen reden. Manchmal haben wir Bücher dabei, von denen sich die Patienten welche aussuchen dürfen.

Glücksmomente

Als man mir das erste Mal eine Nagelschere und einen Rasierapparat in die Hand gedrückt hat, hat es mich einiges an Überwindung gekostet, diese an einer mir unbekannten Person anzuwenden. Mit der Zeit ist es mir immer leichter gefallen und ich habe mich nicht mehr überwinden müssen. Wie wichtig diese Art der Pflege ist, wurde mir das erste Mal so richtig deutlich, als ich gerade fertig damit war, einem Mann Haare, Bart und Fingernägel zu schneiden. Sein Bettnachbar sagte ihm, wie toll er nun wieder aussähe, dass er nun mit uns das Krankenhaus wieder verlassen könne, um am Abend auszugehen. Beide Männer lachten und der Mann nahm meine Hand und dankte mir mit einem Ausdruck der Freude im Blick, der mich überwältigt hat.

Josefina Balzer bei ihrer Arbeit im Krankenhaus Nr.9.

Die Pflegekräfte des Krankenhauses haben nicht die Möglichkeit, sich neben einer medizinischen Pflege auch auf die Körperpflege zu konzentrieren. Da diese Pflege aber genauso wichtig ist, übernehmen wir das einmal die Woche. Mit der Zeit, habe ich die Bewohner besser kennengelernt und kann mich über manche Dinge mittlerweile auch mit ihnen unterhalten.
Einer der Bewohner ist Igor. Igor ist ein recht abgemagerter Mann etwa Mitte 40. Er lebt nun im zweiten Jahr im Krankenhaus Nr.9. Wenn er sich an Details meiner Erzählungen von drei Wochen früher erinnert, merke ich erst wieder, dass die Schwester und ich vielleicht die einzigen Menschen sind, die er von außerhalb des Krankenhauses regelmäßig sieht. Jede Woche sitzt er da mit einem anderen Buch. Er liest gerne Detektivgeschichten und hört über sein kleines Telefon gerne Radio.

Josephina Balzer im Gespräch mit einem Obdachlosen.

Gefühl der Hilflosigkeit

Sowohl bei den Obdachlosen als auch bei den Besuchen der Patienten im Krankenhaus, sehe ich, in was für einer aussichtslosen Situation die Leute sich befinden, wenn sie keinerlei Hilfe bekommen. Und das macht mich wütend, traurig und erfüllt mich mit Angst. An so vielen Enden kommen die Menschen hier zu kurz. Und das muss nicht sein. Ändern ließe es sich, doch wenn ich darüber nachdenke, wie genau es sich verändern muss, fällt es mir ganz schwer, meine Gedanken auf einer Linie zu halten. Denn die politische, kulturelle und gesellschaftliche Situation vor Ort und der Umgang der Bevölkerung mit sozialen Randgruppen hier ist so verschieden von dem, was ich aus Deutschland kenne. Einen Vergleich anzustellen, lässt sich versuchen, aber richtig ist das auch nicht.
Denn auch in Deutschland gibt es Probleme, gerade wenn es um den Umgang mit sozialen Randgruppen geht.

In jedem Fall weiß ich, dass die Arbeit der Caritas und der Schwestern des Vinzentinerordens unglaublich wichtig für die Menschen hier vor Ort ist. Das sehe ich jeden Tag aufs Neue, wenn ich zu den Obdachlosen fahre, wenn ich im Krankenhaus bin, im Kinderclub, in der Suppenküche…

All die Eindrücke, die ich hier sammle, sind für mich total schwer in Worte zu fassen. Denn ich kann das alles noch gar nicht richtig verarbeiten. Das wird wohl erst passieren, wenn ich wieder in Deutschland bin. Genauso wie z.B. die Bewertung der Situation der Obdachlosen und der Leute im Krankenhaus. Ich beobachte die ganze Zeit. Es ist so, als ob ich vor einer Mauer stehen würde. Ich weiß, die Antworten sind hinter der Mauer zu finden, doch ich springe nicht hoch genug. Und wenn ich einen kurzen Blick erhasche, kann ich sie nicht festhalten. Sie entgleiten mir.

Du bist nicht allein!

Meike Anders aus Bremen verbringt ihr FDA bei der Caritas in St. Petersburg. Die 19-jährige erzählt von der Einsamkeit der Bewohner im Altenheim des Hartmut-Kania-Hauses und davon, wie die Einsamkeit dank der unermüdlichen Zuwendung der Schwestern vor Ort erträglich wird.

von Meike Anders / Fotos: privat

Es ist 9 Uhr morgens als ich wie jeden Freitag, die Tür öffne zum Altenpflegeheim der Caritas im Hartmut Kania Haus. Mit einem fröhlichen „Доброе утро“ (Guten Morgen) in die Rund begrüße ich die circa 20 Bewohner, die hier zusammen mit den zwei polnischen Katharinen-Schwestern Adriana und Jana auf der Station leben und gerade beim Frühstück sitzen. Herzlich werde ich durch das ein oder andere „Hallo“ begrüßt. Wie eigentlich jeden Freitag lächelt mich Lucia an und fragt mich, ob heute denn Freitag sei, weil ich ja wieder da sei. Bei uns ist das schon zum Ritual geworden. Diese Frage und andere werde ich ihr im Laufe des Tages immer wieder beantworten. Sie ist unter den Bewohnern eine, die schon am längsten im Heim wohnt – ganze 13 Jahre. Manche der Bewohner wohnen in dem Heim, weil sich die eigene Familie nicht mehr um sie kümmern kann. Viele andere Bewohner leben dort aber auch, weil sie niemanden mehr haben.

Einmal bitte recht freundlich: Gruppenbild mit FDA-lerin Meike Anders (letzte Reihe links)

Diese Einsamkeit, die daraus für viele resultiert, ist im Alltag kaum spürbar. Es sind die kleinen Dinge, an denen man es merkt. Es ist Anna, die aus dem Mittagsschlaf aufwacht und nach Hause möchte in ihr altes Dorf, dort wo man sie kannte und sie sich frei bewegen konnte. Es ist Lida, die nach ihrem Schlaganfall kaum mehr sprechen kann, und nachdem ihre Tochter aus der Tür gegangen ist, in Tränen ausbrach. Oder es ist die Geschichte von Jadwiga, die ihre ganze Familie an den Krebs verloren hat, ihre Tochter, ihre Enkeltochter.

Wenn ich daran denke, wie es sich anfühlen muss alle Menschen, die man liebt, verloren zu haben, bricht es mir das Herz. Es macht einem immer wieder bewusst, wie wichtig Familie im Leben ist – ob es nun die angeborene ist oder die, die man sich selbst aussucht. Die Bewohner im Kania-Haus sind aber Gott sei Dank nicht ganz allein. Denn wenn Lida in Tränen ausbricht, dann ist da an ihrer Seite eine Schwester, die sie umarmt und ihr zuredet, oder sie erstmal behutsam aufs Sofa setzt und ihr einen Tee anreicht.

Traurige Lebensgeschichten

Über die Lebensgeschichte der einzelnen Bewohner weiß ich leider nicht viel, doch ich bekomme immer wieder mit, dass viele in ihrem Leben viel Leid gesehen haben müssen. Lucia ist eine von ihnen. Ins Heim ist sie gekommen durch die Schwestern vom Mutter-Teresa-Orden, die ein Projekt leiten, in dem es darum geht, Obdachlosen mit einer Suchtproblematik zu helfen. Die Betroffenen dürfen drei Monate bei ihnen wohnen. Gleichzeitig werden sie bei der Suche nach einer Arbeit unterstützt. Auch Lucia haben sie auf der Straße gefunden und hier bei den Schwestern untergebracht, weil sie schon zu alt war, um für sich selbst zu sorgen.

Ihr Bruder war der einzige, den sie noch aus ihrer Familie hatte. Er hat sie verprügelt und auf die Straße

gesetzt. Wo andere Bewohner ein Foto haben von ihrer Hochzeit, manchmal von ihren Kindern oder verstorbenen Ehepartnern, steht auf Lucias Nachttisch ein Foto von ihr im Heim. Obwohl sie so viel Leid gesehen zu haben scheint, gibt es keinen Tag, an dem ich sie nicht lächelnd vorfinde. Auch auf den zahllosen Bildern, die im Flur von den Bewohnern hängen, ist ihr strahlendes Gesicht über die Jahre immer wieder zu finden. Wie sie draußen auf der Schaukel sitzt oder neben den Schwestern und manchmal auch Fotos mit anderen Freiwilligen. Denn ich glaube, fast alle meiner Vorgänger haben Lucia bereits auch kennengelernt. Man könnte schon fast sagen, sie gehört zu diesem Heim wie die Schwestern.

Akkordeon weckt neuen Lebensmut

Mittagszeit: Klänge eines Akkordeons hallen durch den Gang. Ein Bewohner, der von den Schwestern immer liebevoll Kapitän genannt wird, sitzt in seinem Zimmer und spielt vor sich hin. Er ist einer der Bewohner, die hier sind, nachdem sie einen Schlaganfall erlitten haben. Das Lied, das er spielt hat etwas Wehmütiges an sich. Er spielt es fast jeden Tag und es ist beeindruckend, wie gut es ihm trotz des Schlaganfalls gelingt. Das Akkordeon hat auch eine Geschichte für sich. Gekauft hat er es bei seiner Stationierung in Deutschland, daher auch sein Gruß „Kamerad“, den er mir oftmals entgegenruft, wenn ich ihn zum Mittagessen abhole.

Wenn man mir erzählt, wie er in seiner Anfangszeit hier im Heim – abgesehen von den Essenzeiten – nur im Bett lag, so kann ich es kaum glauben. Denn nachdem die Schwestern von dem Akkordeon erfuhren und es ins Heim bringen ließen, fing er wieder an zu spielen. Jetzt schlendert er immer durch das Haus und den Garten, lacht und redet mit anderen Bewohnern und spielt sein Akkordeon. Mir scheint es, als ob dieses Akkordeon ihn auf eine Art aufgeweckt hätte. Dieser Wandel an sich gleicht schon einem kleinen Wunder.

Manchmal passiert es, dass ich freitags die Tür öffne und ich in ein neues Gesicht schaue. Seit letztem Freitag gibt es eine neue Bewohnerin. Sie war für 40 Jahre Ärztin bei der Caritas. Vom Alter geschwächt und an Krebs erkrankt, ist sie von den Schwestern aus dem Hospiz geholt worden. Wie viele andere Bewohner auch, hat sie niemanden mehr. Damit sie am Ende ihres Lebens nicht alleine steht, haben die Schwestern dafür gekämpft, dass sie hier auf der Station gepflegt werden kann.

Seite an Seite mit den Bewohnern

Zur Mittagszeit sitze ich neben ihrem Bett und halte ihre Hand. Alle halbe Stunde wechseln wir uns ab, sitzen bei ihr und beruhigen sie, wenn sie aufstehen will anstatt weiterzuschlafen. Denn wenn sie versucht aufzustehen, landet sie auf dem Boden. Deshalb sitzen wir während der Schlafenszeit da und passen auf. Ich frage mich, wie die Nächte der Schwestern wohl aussehen, wenn es einem Bewohner nicht gut geht. Gut kann ich mir vorstellen, dass sie dann die ganze Nacht kein Auge zutun. Was dieses Heim in meinen Augen so besonders macht, ist die Gemeinschaft, die dort durch die Schwestern entsteht. Sie sind nicht einfach dort angestellt und gehen nach einer 8-Stunden-Schicht nach Hause zu ihren Familien. Nein, sie leben dort Seite an Seite mit den Bewohnern. Ihr Leben dreht sich um das der Bewohner. Dort wo die Menschen sonst niemanden mehr haben, sind es die Schwestern, die es interessiert, wie es ihnen geht. Sie organisieren ein Akkordeon, um gute Gefühle wachzurufen, sie sitzen neben Betten und halten Wache, sie bereiten kleine Geschenke zu Weihnachten oder organisieren Spenden für neue Matratzen.

Auch wenn viele Bewohner von ihren Familien verlassen worden sind oder auch keine mehr haben, sind sie nie wirklich alleine, weil die Schwestern da sind. So traurig es auch klingen mag: bis zum Ende. Denn sie sind auch leider oft die Einzigen, die am Grab stehen und den Menschen die letzte Ehre erweisen. Wie sie ihr Leben den Menschen um sich herum widmen, beeindruckt mich Tag für Tag. Sie sind es, die dieses Altenheim zu etwas ganz Besonderem macht.

Meike Anders schmückt zusammen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern des Altenheims im Hartmut-Kania-Haus den Christbaum.

Wolgograd sagt Moin Moin!

Der 21-jährige Jan-Philip Bünker aus Lingen hat das große Glück, bei einer russischen Familie zu wohnen. Er berichtet von seinem Leben mit Olga und ihrer Mutter und von seiner Arbeit in Wolgograd.

von Jan-Philip Bünker / Fotos: privat

Moin. Mein Name ist Jan-Philip und ich bin im Moment einer der sechs Freiwilligen vom FDA des Bistums Osnabrück in Russland, genauer gesagt in Wolgograd. Den meisten Menschen sagt der Name erst einmal nichts, aber wenn man den Namen sagt, unter dem die Stadt von 1925 bis 1961 bekannt war, klingelt es bei vielen Leuten schon eher, nämlich Stalingrad.

Ich bin nun schon der zehnte Freiwillige hier und somit schon in ein recht etabliertes System gekommen. Was allerdings neu war in diesem Jahr war meine Wohnsituation. Ich bin zunächst hier angekommen, ohne wirklich genau zu wissen, wo oder wie ich wohnen würde. Alle Freiwilligen vor mir haben in einem Haus der Gemeinschaft von Johannes XXIII. gewohnt, doch diese Möglichkeit bestand seit diesem Jahr leider nicht mehr. Also hat die Caritas überlegt, wo sie mich unterbringen können.

Ich hatte zwei Möglichkeiten: Nummer eins war ein Zimmer in einem alten Hotel in Wolski, in dem auch das Kinderzentrum der Caritas ist, Nummer zwei war ein Zimmer bei Olga und ihrer Mutter, zwei russischen Frauen die durch die Pflegeschule der Caritas mit dieser in Verbindung stehen. Keine Frage, ich hab mich natürlich für das Zimmer bei Olga entschieden. Es war eine ganz neue Möglichkeit, Russland kennenzulernen - aus einer Perspektive, die man normalerweise nicht unbedingt hat.

Olga ist 61 Jahre alt, hat kurze rote Haare und eigentlich immer ein Lächeln auf dem Gesicht. Und sie spricht ein wenig Deutsch, was natürlich auch ein sehr überzeugendes Argument war, dort einzuziehen. Aber auch eine der Bedingungen dort zu wohnen, denn ein bis zweimal in der Woche gebe ich Olga ein wenig Deutschunterricht beziehungsweise eher etwas Nachhilfe. Olga selbst nimmt noch Deutschunterricht

Blick in das Zimmer, in dem Jan-Philip Bünker noch bis August in Wolgograd wohnt.

Jan-Philip und Olga. Für das Foto musste ein Schemel den Größenunterschied der beiden ausgleichen.

und ich setze mich dann regelmäßig mit ihr zusammen und vertiefe ein paar der Dinge. Wie bereits erwähnt lebt auch Olgas Mutter mit in der Wohnung. Sie erlitt vor einigen Jahren einen Schlaganfall und ist seitdem komplett pflegebedürftig. Sie sitzt entweder in ihrem Zimmer im Rollstuhl oder liegt im Bett. Die Pflege übernimmt Olga, aber dennoch bin ich ab und zu eine kleine Hilfe, wenn Olga nicht da ist. Ich gebe ihr zum Beispiel ein Glas Wasser oder richte sie auf, wenn sie in ihrem Rollstuhl verrutscht. Bis auf ein paar kleinere Hilfen im Haushalt war es das mit meinem „Verpflichtungen" zum Wohnen bei Olga.

Alles neu

Ich bin Olga eine kleine Hilfe, sie ist mir in manchen Dingen eine viel größere: Russland oder auch eigentlich jedes fremde Land ist am Anfang recht unheimlich. Neue Sprache, neue Kultur, alles neu. Olga hat mir sehr dabei geholfen, mich zurechtzufinden. Wenn es darum ging, mein erstes Paket von der Post abzuholen oder das erste Mal zum Friseur zu gehen. Aber auch in der Sprache ist sie natürlich eine große Hilfe oder auch wenn es um Freizeitbeschäftigung geht, ich darf zum Beispiel ihre Monatskarte des Schwimmbades mitbenutzen. Diese Dinge haben den Einstieg in Russland auf jeden Fall leichter gemacht.

Wenn das gegenseitige Helfen zu anstrengend wird, setzen wir uns auch gerne zusammen, trinken Tee und quatschen über alles Mögliche. Häufig kommen wir dabei, wie so oft in Russland, auf das Thema Politik zu sprechen. Wir haben teilweise sehr unterschiedliche Ansichten über das, was in der Welt oder auch in Russland und den Nachbarländern passiert, aber für mich ist es sehr interessant zu hören, wie die Stimmung der russischen Seite zu bestimmten Themen wie der Krim oder auch der momentanen Lage in Europa ist. Wenn wir dann fertig diskutiert und uns „auf Uneinigkeit geeinigt" haben, wird weiter Tee getrunken und über andere Sachen gequatscht.

Aber ich wohne nicht nur in Russland, sondern ich arbeite auch hier - in der Caritas. Die Caritas in Wolgograd ist sehr breit aufgestellt. Neben einer kleinen Tagesbetreuung für Kinder gibt es noch mehrere Projekte für Obdachlose sowie die Hauskrankenpflege und die Pflegeschule.

Neuland: Arbeit in der Pflege

In der Pflegeschule erhalten Menschen, die einen pflegebedürftigen Angehörigen haben, Unterstützung. Hier lernen sie (wie z.B. Olga nach dem Schlaganfall ihrer Mutter), wie man die betroffene Person richtig wäscht, umlagert, anzieht usw. – also wie man richtig pflegt. Zusätzlich dazu verleiht die Caritas bis zu sechs Monate kostenlos Rollstühle, Krücken oder Rollatoren. Doch die Pflegeschule ist nur ein Teil dieses Projektes. Es werden auch Hausbesuche gemacht, um dort mit den Menschen einfache, physiotherapeutische Übungen zu machen oder auch um einfach nur mal miteinander zu reden.

Außerdem fahren wir regelmäßig in das Hospiz in Wolgograd. Dort wohnen ältere, schwerkranke und pflegebedürftige Männer und Frauen. Aber es gibt dort auch eine Station für Kinder mit Behinderungen. Dort machen wir auch Besuchsdienste, unterhalten uns mit den Menschen vor Ort und machen ebenfalls kleine physiotherapeutische Übungen.

Für mich war diese Arbeit besonders am Anfang recht schwer, weil ich noch nie vorher in der Pflege gearbeitet habe. Aber ich bin, auch dank ein paar Stunden in der Pflegeschule der Caritas, nach einiger Zeit doch gut reingekommen.

Mediale Aufmerksamkeit

Zu guter Letzt noch etwas Aktuelles zur Pflegeschule: Im Dezember bekamen wir Besuch von einem Kamerateam eines der größten Sender Russlands, dem „Первый канал" (Pervyy Kanal), sozusagen „Das Erste" von Russland. Sie filmten einen Beitrag für eine große Gesundheitssendung über die Pflegeschule. Daria, die damalige Leiterin des Pflegeprojektes, wurde auch in die Sendung eingeladen, um dort noch mehr über die Pflege nach einem Schlaganfall und das Projekt zu berichten.

Aber warum das Ganze? Die Caritas Wolgograd wurde mit einem Preis für dieses soziale Projekt ausgezeichnet und Inna, die Leiterin der Caritas, konnte diesen dann in Moskau entgegen nehmen. Dies war alles natürlich eine große Ehre für die Caritas in Wolgograd. Dazu kommt noch, dass die Caritas Wolgograd seitdem Unterstützung aus einem staatlichen Fonds erhält, was der finanziellen Lage vor Ort natürlich ungemein hilft.

Wer möchte schon einsam sein?

Die Caritas-Projekte in Russland tragen dazu bei, Einsamkeit zu bekämpfen. Von dieser Erfahrung berichtet die 22-jährige Kiana Kriege aus Hagen am Teutoburger Wald, die noch bis August in Novosibirsk lebt und arbeitet.

von Kiana Kriege / Fotos: privat

Diese Frage, oder besser gesagt das Thema Einsamkeit begleitet mich während meines Jahres hier in Russland immer mal wieder und ich denke, dass es auch viele Leute, die mir bei der Arbeit begegnen, in irgendeiner Art und Weise beschäftigt.

Aber um das zu erklären, muss ich erst einmal ein bisschen ausholen. Seit September 2018 arbeite ich in Novosibirsk bei der Caritas. Die Caritas bietet einer Vielzahl von Personen Unterstützung, einen Zufluchtsort, eine Umgebung, um sich weiter zu entwickeln. In einigen dieser Projekte darf ich mitarbeiten. Ein Projekt ist der Kinderclub созвездие (was so viel wie „Sternenbild“ bedeutet). Das Angebot richtet sich hauptsächlich an sozialschwache Familien. Da die Eltern häufig mit vielerlei Problemen zu kämpfen haben, bekommen die Kinder wenig Aufmerksamkeit. Der Kinderclub bietet solchen Kindern einen geschützten Raum, in dem sie sich mit Fürsorge und Unterstützung entwickeln können. Soziale Kompetenzen werden durch ein freundliches und liebevolles Miteinander geschult, Mithilfe beim Kochen wird zu einem Spaß und einer Selbstverständlichkeit. Da viele Kinder Migranten sind, werden sie bei der Integration unterstützt, beispielsweise durch Sprachkurse und Hausaufgabenhilfe.

Kiana Kriege zusammen mit einem Kind aus dem Kinderclub „Sternenbild“.

Gemeinschaft stärkt

Im gleichen Gebäude wie der Kinderclub befindet sich das Mutter-Kind-Heim Sankt Sophia. Dieses Angebot richtet sich an Mütter, die sich in schwierigen Lebenssituationen befinden. Im Mutter-Kind-Heim werden Mutter und Kind nicht nur Unterkunft und Verpflegung gestellt, sondern auch Betreuung durch geschulte Sozialpädagogen, Juristen und Pädagogen bereitgestellt. Durch Beratungsgespräche und Schulungen in der Betreuung der Kinder, Haushaltsführung und anderen Bereichen wird ein eigenständiges Leben und die geistliche sowie die persönliche Entwicklung unterstützt. Die Mütter und Kinder erleben also einen Raum, in dem man füreinander da ist, sich hilft, in dem man nicht länger alleine kämpfen muss.

Ein weiteres Projekt der Caritas Novosibirsk ist die Suppenküche. Vor allem ältere, alleinstehende und einsame Menschen kommen mittags zu einer warmen Mahlzeit zusammen. Bei ihnen reichen die Einkünfte oder die Rente nicht für die alltäglichen Bedürfnisse aus. Um diese Leute zu unterstützen, erhalten sie nicht nur eine Suppe, sondern auch einen Ort, an dem man nicht einsam ist. Regelmäßig finden Schulungen im Bereich Gesundheit statt. Es werden beispielsweise Ratschläge zur Vorbeugung von Krankheiten gegeben oder Ernährungsfragen geklärt. Gelegentlich finden Bastelkurse statt. Durch eine regelmäßige gemeinsame Mahlzeit kommen die Menschen ins Gespräch, in den Austausch oder auch zu der einen oder anderen

Partie Dame. Feiertage werden gemeinsam mit dem Kinderclub organisiert. So treffen nicht nur Generationen aufeinander, sondern es ist auch eine wundervolle Abwechslung zum Alltag, der häufig alleine bestritten wird.

Um das Projekt der Suppenküche und die Menschen, die dieses Angebot nutzen, etwas näher erklären zu können, möchte ich gerne von einem Schicksal berichten.

Kiana Kriege bei der Essensausgabe in der Suppenküche.

Es handelt sich um Frau Anastasia, welche regelmäßig zu uns in die Suppenküche kommt, sie ist 84 Jahre alt. Wie kam es dazu, dass sie bei uns um Hilfe bat? Die Schwester berichtet mir ihre Lebensgeschichte: Gleich nach der Eröffnung der Suppenküche im Jahr 2015 kam sie zu uns, sie gehört zu unseren ersten Klienten. Anfangs war sie sehr zurückhaltend, bescheiden, ganz ohne Emotionen. Nach und nach erzählte sie ihre Lebensgeschichte. Früher war sie Erzieherin im Kindergarten, wo sie 35 Jahre arbeitete. In jungen Jahren sang sie aktiv im Chor, sie liebte die Gartenarbeit. Doch vor einigen Jahren erlitt sie einen Schlaganfall. Seitdem ist der linke Arm gelähmt. Nun ist sie behindert und kann sich nicht mehr wie früher versorgen.

„Kinder und Enkelkinder wohnen etwa 400 km von mir entfernt. Einmal im Jahre holen sie mich für 2 Wochen zu ihnen", berichtet Frau Anastasia. „Hier fühle ich mich sehr einsam, meine Freundinnen sind alle verstorben, ich habe niemanden, zu dem ich gehen kann, ich habe auch keine Lust mehr, aus meinen 4 Wänden heraus zu gehen. Nur eine Nichte habe ich, wenn sie kommt, dann will sie nur Geld von mir. Sie hat 2 Kinder. Um die Kinder tut es mir leid, sie sind schmutzig und hungrig. Deshalb helfe ich wie ich halt kann, denn ich selbst habe fast nichts übrig.

Meine Rente ist sehr niedrig, im Monat 8000 Rubel (109 Euro), davon gehen monatlich 4000 Rubel (54 Euro) für Miete und Kommunalausgaben ab. Etwa 2000 Rubel (30 Euro) für Medikamente. Was für Lebensmittel übrig bleibt, das sind Kopeken (Cent). Wie kann man da überleben, wenn dann die Nichte noch Geld von mir will? Gott sei Dank, die Suppenküche hilft mir beim Überlebungskampf.

Seitdem ich in die Suppenküche komme, fühle ich wieder neue Hoffnung. Sie geben mir hier nicht nur das nötige Essen, sie haben mich auch aus meiner Einsamkeit herausgeholt."

Thema Einsamkeit verbindet

Auch wenn es vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennbar ist, so werden diese Projekte und die Menschen, die diese nutzen, durch das Thema Einsamkeit geeint. In jedem Fall helfen diese Angebote, Einsamkeit zu bekämpfen. Sie bringen Leute zusammen, die in ähnlichen Lebenslagen sind und helfen dabei, die eigene Lebenssituation in irgendeiner Weise zu verändern. Im Kinderclub treffen Gleichaltrige aufeinander. Es wird ihnen ein geschützter Raum zur persönlichen Entfaltung geboten, sie merken, dass sie nicht allein sind. Mütter, die sich überfordert fühlen und allein auf sich gestellt sind mit ihren Kindern, erleben Unterstützung und werden auf ein eigenständiges Leben vorbereitet. Menschen, die alleinstehend sind und kaum Geld für die alltäglichen Bedürfnisse aufwenden können, erhalten hier nicht nur eine warme Suppe, sondern auch warme Worte, die so wichtig für das „Weitermachen" sind.

Einsamkeit begleitete mich vor allem in den ersten Monaten meines FDA. Ich sehe, wie Leute hier damit umgehen, und wie die Projekte dabei helfen, die Einsamkeit zu bekämpfen. Die Unterstützung, die hier geboten wird, unterstützt mich indirekt auch.

Mama und Papa sind keine Selbstverständlichkeit

Die 19-jährige Jana Robben aus Haselünne berichtet von ihrer Arbeit bei Perspektivy im Peterhof in Sankt Petersburg.

von Jana Robben / Fotos: privat

Ich bin Jana und jetzt seit etwa einem halben Jahr als Freiwillige in Sankt Petersburg bei Perspektivy. Dort arbeite ich im Peterhof, einem Heim für Erwachsene mit Behinderungen. Ich bewundere jedem Tag aufs Neue die Arbeit, die Perspektivy vor Ort leistet und die Stärke der Mitarbeiter – aber besonders auch die der Bewohner selbst.

Meine sechs Schützlinge sind zwischen 20 und 35 Jahre alt und fast alle von ihnen leben seit dem Kindesalter in einem Heim. Wie der Großteil der Bewohner wurden einige von ihnen direkt nach der Geburt weggegeben und haben seitdem keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern gehabt. Direkt in meiner ersten Woche wurde ich von einer Frau auf der Station gefragt, ob ich denn Eltern hätte. Als ich nickte, fragte sie direkt wieder nach, ob ich wirklich eine Mama und auch einen Papa habe. Eine andere Frau, mit der ich arbeite, erzählt mir beinahe jeden Tag, wann ihre Mutter das letzte Mal da war, und wann sie wiederkommen wird. Eltern zu haben, eine Familie zu haben, hat im Peterhof einen sehr hohen Stellenwert. Leider werden Familien in Russland, die ein behindertes Kind haben, kaum unterstützt. Die Pflege stellt daher für viele Familien zeitlich, finanziell, psychisch und auch physisch eine zu große Belastung dar. In Russland ist es üblich, dass Familien ihr behindertes Kind in eine staatliche Einrichtung (wie z. B. hier im Peterhof), die sich meist außerhalb der Stadtmauern befindet, abgeben. Natürlich gibt es einige Eltern, die dann den Kontakt halten und sich über das Wohlergehen des Kindes informieren. Aber dies ist nicht die Regel.

Jana Robben geht mit einem Heimbewohner im Park spazieren.

Meine Arbeit besteht zum einem Teil aus der Pflege der Bewohnerinnen und Bewohner. Das beinhaltet zum Beispiel das Anreichen von Essen, Windeln wechseln oder darauf zu achten, dass alle saubere Kleidung tragen. Dabei nehmen wir uns die Zeit, die der Schützling gerade braucht, da sie in einem möglichst hohen Maß selbstständig sein sollen. Das dauert dann zwar vielleicht länger, wird ihnen und ihren Bedürfnissen aber gerechter. Es wird dabei auf jeden Fall deutlich, dass es dringend mehr Personal bräuchte. Perspektivy ist nur auf zwei Stationen im Heim aktiv. Aktuell arbeitet auf der Station, auf der ich bin, keine Pädagogin mehr, da die letzte vor etwa einem Monat gegangen ist. Wir sind dort fünf Freiwillige. Es gibt zwölf Zimmer auf der Station und auf jedem Zimmer leben sechs Menschen, wenn alle Betten belegt sind. Auf der anderen Station sind es zwar mehr Pädagogen und Freiwillige, aber auch nicht genügend.

Es gibt natürlich noch das staatliche Personal. Ich respektiere sie wirklich sehr, denn sie haben eine äußerst harte Arbeit, für die sie wirklich schlecht bezahlt

werden. Dennoch kann und möchte ich ihre harsche Art, mit der viele von ihnen mit den Schützlingen umgehen, nicht gutheißen. Das ist einer der Gründe, weshalb ich eigentlich immer in der Frühschicht arbeite, damit ich morgens beim Frühstück schon da bin und selber mithelfen kann. Die Frau, die ich füttere kann beispielsweise mit viel Geduld Hand in Hand essen. Das zu versuchen würde für das staatliche Personal allerdings wohl nie in Frage kommen und anfangs meinten sie sogar zu mir, dass sie es gar nicht kann und ich es nicht versuchen solle. Dadurch dass mir unsere Pädagogin aber gesagt hatte, dass es durchaus möglich ist, probierte ich es weiter und mittlerweile geht es auch schon recht gut. Ich kann auch irgendwo nachvollziehen, dass es für das Personal zeitlich gar nicht möglich wäre. Das macht die Arbeit von Perspektivy in diesem Bereich also umso wichtiger, denn es muss sich einfach etwas ändern.

Zeit schenken, Fähigkeiten wecken und fördern - Glücksmomente im Peterhof.

Meine Hauptaufgabe sehe ich nicht in der Pflege, sondern darin, meinen Schützlingen auf irgendeine Art und Weise den Tag zu verschönern - und wenn es nur ein stummes Lächeln ist. Wir holen sie von der Station runter, um mit ihnen spazieren zu gehen oder mit ihnen unterschiedliche Klassen zu besuchen. Diese sind von Perspektivy eingeführt worden: Es gibt eine Computer-, Theater-, Handarbeits-, Musik- und Keramik-Klasse und zusätzlich noch ein Artstudio und Unterricht in der Küche. In diesen Klassen gibt es jeweils zuständige Pädagogen, sodass wir dort nur helfen, wenn ein Schützling jemanden braucht, der sich ganz auf ihn konzentriert. So begleite ich normalerweise dienstagmorgens eine Frau zur Keramik-Klasse und sitze neben ihr während sie Ton in kleine Stückchen reißt. Meine Aufgabe dabei ist darauf zu achten, dass ihre Aufmerksamkeit nicht abschweift. Wenn ich mich dann kurz ablenken lasse, ist es schon vorgekommen, dass plötzlich eine Hand auf meiner Wange liegt und die kleine Person neben mir herzlichst anfängt zu lachen, da diese Hand einen wunderschönen Tonabdruck hinterlassen hat. Das Lachen dieser Menschen ist so ehrlich und macht diese Arbeit einfach unbezahlbar.

Zu sehen, wie sie sich über die kleinen einfachen Dinge freuen, ist unglaublich inspirierend und motiviert mich jedes Mal aufs Neue, zur Arbeit zu gehen. Es ist einfach faszinierend, welche Bindung man schon nach kurzer Zeit zu diesen Menschen aufbauen kann, da sie einem so offen begegnen, dass man sie sofort ins Herz schließen muss. Nadja greift nach meiner Hand, um mich zur Treppe zu schieben, weil sie etwas unternehmen will. Madina weist mich auf eine Fluse auf meinem Pullover hin und entfernt sie sofort fürsorglich. Mascha freut sich auf ihre ganz eigene Art, wenn sie mich sieht und wenn sie einmal meine Hand zu fassen gekriegt hat, dann lässt sie sie auch nur nach langer Diskussion wieder los. Besonders im Hinblick darauf, dass sie wissen, dass wir nur ein Jahr bleiben und sie sich dann wieder auf ganz neue Freiwillige einstellen müssen, finde ich es äußerst bewundernswert, dass sie uns mit so offenen Armen willkommen heißen und dass sie sich von Anfang an auf die neuen Freiwilligen freuen. Dann daran zu denken, wie fremdbestimmt ihr Leben eigentlich ist und dass sie kaum Perspektiven haben, macht mich traurig. Es zeigt mir aber auch erneut, wie wichtig die Arbeit von Perspektivy hier in Russland ist. Meine Freiheit ist für mich wohl mit das Wichtigste im Leben und es ist etwas Selbstverständliches für mich. Schließlich hat doch jeder das Recht auf Freiheit, oder etwa nicht? Ich bin unglaublich stolz darauf, ein Teil dieses Projekts sein zu dürfen. Ich wünsche mir, dass Perspektivy an seinen Prinzipien festhält und irgendwann seine Ziele erreicht.

1992 gründete Margarete von der Borch (siehe auch ihren Nachruf auf Seite 45) in Berlin den Verein Perspektiven e.V. mit dem Ziel, eine nachhaltige Verbesserung der Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen in und um St. Petersburg zu erreichen.

Um dieses Ziel lebenspraktisch umzusetzen, entstand 1999 in St. Petersburg ein russischer gemeinnütziger Partnerverein, der sich seither um die operative Arbeit und die Projekte vor Ort kümmert. Die Rahmenbedingungen und Lebensumstände, die die Mitarbeiter von Perspektivy und die überwiegend deutschen und russischen Freiwilligen in den staatlichen Einrichtungen vorfinden, sind bis heute schwierig und haben viel zu selten die Bewohner mit ihren Fähigkeiten und Begabungen im Blick. In den riesigen Einrichtungen am Rande der Stadt setzen sich die Mitarbeiter und Freiwilligen von Perspektivy täglich für die Entfaltung eines menschenwürdigen Lebens ihrer Schützlinge ein, beispielsweise im Peterhof 30 km vor der Stadt. Dort befindet sich das sogenannte Psycho-Neurologische Internat (PNI) Nr. 3, ein staatliches Heim in dem über 1000 Erwachsene mit körperlichen und geistigen Behinderungen leben. Von der Gesellschaft abgesondert, ist ihr Leben von Eintönigkeit und Mangel gekennzeichnet. Es fehlt an Zuwendung und Förderung, angemessener Ernährung, Hygiene und fachgerechter medizinischer Versorgung. Der Zustand vieler Bewohner ist daher weniger eine Folge ihrer Krankheit oder Behinderung als einer anhaltenden Unterversorgung und Vernachlässigung.

Perspektivy ist im Peterhof unterstützend tätig und ermöglicht auf diese Weise einigen der Bewohner ein menschenwürdigeres Dasein.

Mehr Infos unter **www.perspektivy.ru** und
www.perspektiven-verein.de

Was war bisher dein schönster Moment?

Kiana

Mein schönster Moment war quasi gleich zu Beginn. Es war eine der ersten Wochen und ich war im Kinderclub. Ich verstand die Kinder noch so gut wie gar nicht. An einem Tag kam dann ein Mädchen zu mir und wollte mit mir spielen. Ich verstand nicht, was sie von mir wollte. Da nahm sie mich einfach an die Hand, hat mich mit in das „Spielzimmer" genommen und zusammen spielten wir mehrere Runden Uno. Dass sie mich einfach an die Hand nahm, obwohl sie mich eigentlich gar nicht kannte, dass ein Lächeln gereicht hat, war in dem Moment so unglaublich schön.

Marlene

Im Obdachlosenheim haben wir uns um einen Mann gekümmert, der kaum noch ein Wort sprechen und eigentlich nur noch seine Arme ein bisschen bewegen kann. Er wurde zurück ins Bett getragen, wo ich ihm noch neue Socken angezogen und ihn wieder zugedeckt habe. Er nahm meine Hand, hat sie ganz leicht gedrückt und von Ohr zu Ohr gelächelt. Es sind immer die Momente, in denen ich merke, dass meine Taten einen direkten, positiven Einfluss auf die Leute haben. Ich kann in diesen Momenten durch eine kleine Tat einer Person tatsächlich helfen.

Jan-Philip

Mein schönster Moment war gleich zu Beginn, nur wenige Tage nach meinem ersten Besuch bei den Obdachlosen. Die Hauptverantwortliche für dieses Projekt teilte mir mit, dass schon gefragt wurde, wann ich denn das nächste Mal wieder mitkommen würde. Das hat mich sehr gefreut! Obwohl ich noch nicht viel auf Russisch reden konnte, haben sich die Obdachlosen darüber gefreut, dass ich einfach da war.

Die schönsten Momente habe ich immer in meinen Projekten, wenn ich merke, dass ich hier richtig bin und vielleicht auch, dass es jemand schön findet, dass ich da bin. Am meisten habe ich das, wenn ich ins Behindertenzentrum oder ins Altenheim komme und dann sehe, wie es jemanden freut, dass ich da bin. Besonders schön sind dabei auch immer die Feste im Dom Maletzki, in dem die Stimmung einfach superschön ist.

Meike

Die schönsten Momente sind für mich die, in denen ich merke, dass kleine Gesten, die ich tue, den Menschen helfen. Wenn ich es schaffe, den Menschen, mit denen ich arbeite ein gutes Gefühl zu geben und ihnen zu zeigen, dass sie nicht egal sind, dass auch ihre Würde von Wert ist. Diese Art von Momenten erlebe ich besonders im Krankenhaus immer wieder. Wenn ich ihnen einfach die Fingernägel schneide und sehe wie glücklich es sie für den Moment macht.

Josefina

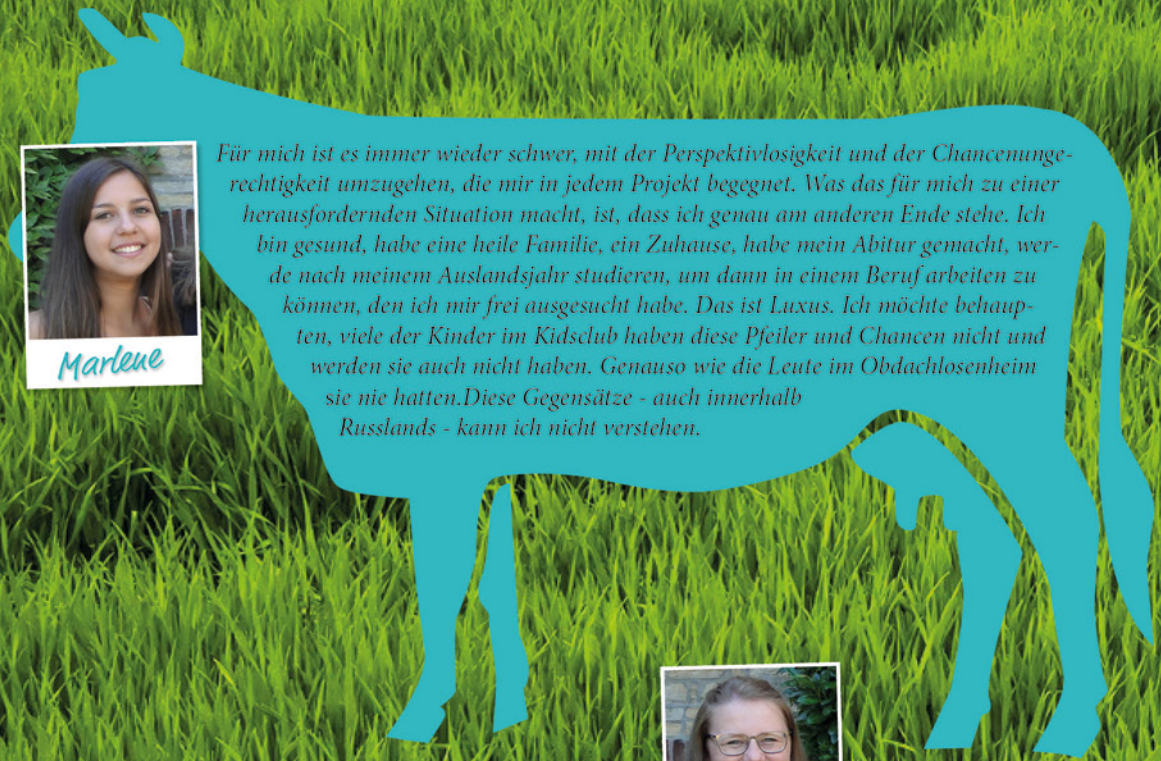
Jana

Mein bisher schönster Moment war, als einige Monate nach meiner Ankunft eine Frau, die vorher einen gebrochenen Oberschenkel hatte, wieder in ihren Rollstuhl durfte. Sie lag etwa 8 oder 9 Monate nur im Bett im Zimmer und wurde sogar dort im Liegen gewaschen. Ich durfte mit ihr raus und spazieren gehen. Zuerst war sie total still und perplex, doch als sie es dann realisiert hatte, kam sie total aus sich heraus.

Was war deine größte Herausforderung?

Womit ich am meisten zu kämpfen hatte hier bin ich selbst. Auf der einen Seite ist es immer schwer, das Leid der Menschen zu sehen. Diese Dinge bewegen mich und geben mir zu denken. Auf der anderen Seite sind es auch oft meine eigenen Grenzen, mit denen ich zu kämpfen habe. Ob es nun Dinge sind, zu denen ich mich vielleicht überwinden muss oder generell die Erfahrungen, die damit einhergehen – alles, was man glaubt zu kennen, zurückzulassen und alleine in einem fremden Land zu leben.

Meike



Marleue

Für mich ist es immer wieder schwer, mit der Perspektivlosigkeit und der Chancenungerechtigkeit umzugehen, die mir in jedem Projekt begegnet. Was das für mich zu einer herausfordernden Situation macht, ist, dass ich genau am anderen Ende stehe. Ich bin gesund, habe eine heile Familie, ein Zuhause, habe mein Abitur gemacht, werde nach meinem Auslandsjahr studieren, um dann in einem Beruf arbeiten zu können, den ich mir frei ausgesucht habe. Das ist Luxus. Ich möchte behaupten, viele der Kinder im Kidsclub haben diese Pfeiler und Chancen nicht und werden sie auch nicht haben. Genauso wie die Leute im Obdachlosenheim sie nie hatten.Diese Gegensätze - auch innerhalb Russlands - kann ich nicht verstehen.

Kiana

Ich glaube die Situation, die mich immer wieder am meisten herausfordert, ist die ganz normale Konversation. Ich merke, dass sich mein passiver Wortschatz in den letzten Monaten schon verbessert hat und gewachsen ist. Mir fällt es aber weiterhin schwer, selbst russisch zu sprechen und nicht nur zu verstehen. Besonders schwer fällt es mir, wenn ich auf Leute treffe, die wenig Geduld mit mir haben. Das entmutigt mich dann häufig.

Die für mich herausforderndsten Situationen sind die, die ich nicht verstehe. Das bezieht sich einmal natürlich auf die russische Sprache, aber noch viel mehr auf Situationen in den Projekten, denen ich jeden Tag begegne. Beispielsweise wie die Obdachlosen bei den sibirischen Wintertemperaturen von bis zu -40 Grad die Nacht überleben. Oder Situationen, in denen mir die große soziale Ungerechtigkeit bewusst wird. Wie es möglich ist, dass manche Kinder in solch einer Armut leben müssen, dass sie verhungern und verwahrlosen...

Josefina

Für mich stechen zwei Situationen oder Erfahrungen besonders raus: Als ich das erste Mal im Hospiz und bei den Obdachlosen war. Es waren zwei völlig neue Welten für mich und ich war mit der Situation in beiden Fällen natürlich erstmal überfordert. Es waren ganz andere Gerüche und Umgebungen als die, die ich aus Deutschland gewohnt war. Und ich wusste auch nicht, was genau ich jetzt tun sollte. Hinzu kommt natürlich noch, dass ich die Sprache noch nicht beherrschte. Mittlerweile habe ich mich an diese Situationen gewöhnt und freue mich, dorthin zu gehen.

Jan-Philip

Jana

Die größte Herausforderung für mich bestand bis jetzt darin, mit dem Tod zweier Bewohner umzugehen. Ich habe nicht direkt mit ihnen gearbeitet, aber zu sehen, wie eine Liege mit einem schwarzem Tuch über die Station geschoben wurde und Bewohner der Station daraufhin weinten, ist nichts, was ich einfach vergessen könnte.

0-Töne von ehemaligen Freiwilligen

Ja, ich war in Moskau…deswegen fehlte mir auch Zeit zu schreiben. Ist ja echt ne klasse Stadt. Nur der Nachteil war, hin und zurück 4 Tage ZUUUUUUUG!
Miriam Bensmann

Mein Lieblingsprojekt: Die caritative Arbeit im Gefängnis. Einmal in der Woche gehe ich ins Gefängnis, um mit den Mädchen, die da auf ihr Urteil warten, Gitarre zu spielen und zu singen. Wie ihr euch natürlich vorstellen könnt, ist es emotional und psychisch unheimlich schwierig. Doch grade deshalb macht es so viel Spaß, weiterzumachen, nicht aufzugeben. Und ich mache, was ich am besten kann und was ich liebe – singen. Und sie singen unheimlich gern! Und arbeiten ziemlich hart mit. Um ein Lied richtig gut zu machen, muss man vorher viel Zeit und Geduld investieren […] Doch wenn es fertig ist – es ist ein Ergebnis, das man hören und spüren kann – sind alle begeistert und das freut mich unheimlich! Das ist mein kleiner Erfolg. Und das ist meine Hoffnung, Hoffnung auf ein besseres Leben. Ich gebe ihnen meine Hoffnung, Mehr kann ich nicht. Aber das ist auch genug, und das verstehe ich jetzt. *Svetlana Fuks*

Juri ist ein ehemaliger Verbrecher. [...] Insgesamt hat er 32 Jahre seines Lebens in der Zelle verbracht, bis er schließlich in Wolgograd als Obdachloser gelebt hat. Marco hat ihn schließlich gefunden und ihn mit den wichtigsten Dingen versorgt. Da er wusste, dass Juri Sport über alles liebte, brachte er ihm jedes Mal eine Sportzeitung mit. Und als er entdeckte, dass er sie gar nicht lesen konnte, fuhr er mit ihm zum Optiker, um ihm eine Brille zu kaufen. Daraufhin brach er in Tränen aus und sagte: „Warum tust du das alles für mich, ich bin weder dein Bruder noch bist du mein Vater!“
Benjamin Schwarze

Als wir nach Hause kamen, so gegen 3 Uhr, wurde es schon wieder richtig hell, zwischen 2 und 3 Uhr hatte es aber nur gedämmert, weiße Nächte sind was wirklich Schönes , sie bringen auf Dauer nur ein ziemliches Schlafdefizit mit sich. *Regina Elsner*

Heute im Sprachkurs hatte ich auf einmal voll das Glücksgefühl und war mir 100 Prozent sicher, dass ich diese Sprache eines Tages beherrsche. Ich weiß nicht, wieso das auf einmal kam, aber das tat echt gut.
Veronika Goritzka

So langsam taut der Schnee auf und die Stadt versinkt im Matsch, das Wasser steht in den Straßen und der ganze Müll des Winters kommt unter der Schneedecke wieder zum Vorschein. Mir gefällt es. Einfach weil es das ist, was ich, wenn ich nicht gefahren wäre, niemals in Deutschland bekommen hätte. Dann macht es mir auch nichts aus, jeden Morgen meine Schuhe zu putzen und genau zu wissen, dass wenn ich nach Hause komme, sie genauso dreckig sind wie vorher. *Sandra Holtgreve*

In den letzten Tagen fällt mir besonders auf, wie viele betrunkene Menschen schon morgens an den Kiosken stehen und nach mehr kühlem Vergessen verlangen. Auf den Straßen liegen Menschen, die den Weg nach Hause nicht mehr gefunden haben. Nicht nur einer oder zwei. Jeden Tag viele… Daniel Schubert

Letztens habe ich ihnen wieder etwas vorgelesen; dann meinte eine Babuschka zu einer Mitarbeiterin: „Schauen Sie mal, Julinka liest uns was auf Chinesisch vor!" Ok, danke fürs Kompliment. Da muss ich dann wohl noch ein wenig lernen! Julia Brüggemann

Sehr persönlich und auch eine große Herausforderung war meine Krankheit hier in Novosibirsk. Die Operation hier ist gut verlaufen und ich bin wieder gesund und munter. Russland hat wirklich sehr gute Ärzte. Ich wurde zum ersten Mal in meinem Leben operiert und das weit von zuhause weg ohne meine Eltern und die Menschen, die mir wichtig sind. Ich bin froh, dass ich es geschafft habe. Elisabeth Schleinin

Insgesamt glaube ich, dass man besonders als Deutscher ein sehr hohes Ansehen in Russland hat. Was mir bisher auch so manche Tür geöffnet hat. Besonders im Hinblick auf die deutsch-russische Geschichte in Wolgograd finde ich dies sehr erstaunlich. Christian Rählmann

-27 Grad fühlen sich übrigens eigentlich gar nicht soooo schlimm an, auf jeden Fall, wenn kein Wind weht. […] Man versucht im Allgemeinen lange Wege und Wartezeiten zu verhindern und man spricht besser nicht mehr (der Mund kann verdammt kalt werden). Wenn man doch spricht, dann nur noch durch die geschlossenen Zähne und mit einem Handschuh vorm Gesicht. Inzwischen ist es hier auch richtig schön geworden – alle Bäume haben einen weißen Frostmantel. Judith Trame

Eine Begegnung mit den Schwestern vom Mutter-Teresa-Orden wird mir immer in Erinnerung bleiben. Sie führen in Novosibirsk ein Heim für Obdachlose. Die Aufgenommenen gleichen mehr Leichen als Lebenden. Ihnen fehlen durch die harten Winter etliche Körperteile und sie weisen durch den Konsum von Spiritus, Parfüm etc. Nervenkrankheiten und anderes auf. Die Schwestern pflegen diese Menschen mit einer Hingabe und Liebe, dass es einem kalt über den Rücken läuft und sich Schamgefühle breit machen. Linus Mührel

…es gibt so viel, was ich hier liebgewonnen habe und wenn wir alle zusammen im Wohnzimmer sitzen und Memory spielen, auf dem Sofa schläft die eine, vor dem Fernseher schläft die andere Babuschka, der kleine Georg schnattert mit Tante Sveta auf armenisch, dann denke ich, gleich fliege ich davon vor Glück oder platze vor Dankbarkeit, dass ich das alles hier erleben darf.
Elisabeth Brachern

Miriam (hinten rechts) mit Schützlingen des Alberta-Hauses vor dem Haus der Gemeinschaft Johannes XXIII. in Astrachan. Foto: privat.

Ich würde jederzeit wieder fliegen

Wie beeinflusst das Auslandsjahr das weitere persönliche Leben? Spielt es weiterhin eine Rolle im persönlichen und privaten Umfeld? Was können junge Menschen aus ihrem Aufenthalt mitnehmen in die Zukunft? Miriam Buhl, damals noch Bensmann, hat sich diesen Fragen gestellt. Ihre Zeit in Russland liegt 15 Jahre zurück.

von Miriam Buhl

„Könntest du dir vorstellen, für die neue Kuh-Zeitung einen Bericht über dein Auslandsjahr in Russland zu schreiben?“ Diese Frage stellte mir Ottmar Steffan vom Caritasverband Osnabrück 2018 kurz vor Weihnachten. Mein Freiwilligendienst in Russland ist mittlerweile 15 Jahre her. Zeit genug, um heute auf diesen Einsatz zurückzublicken, wie ich ihn damals erlebt habe und wie er mich auch heute noch mit dem Bistum und der Caritas verbindet.

Drei handgeschriebene Tagebücher, eine Tüte voller Briefe, einige archivierte Emails, Fotos und Erinnerungen – damit könnte ich es versuchen.

Seit dem Jahr 2000 entsendet das Bistum Osnabrück jedes Jahr Freiwillige in alle Welt, bis heute sind es knapp 450 junge Menschen. In meinem Jahrgang 2003 wurden zum ersten Mal Stellen in Russland (Astrachan und St. Petersburg) angeboten. Die Stelle in Astrachan im damaligen „Alberta-Haus“, ein Familienhaus der italienischen Glaubensgemeinschaft Papst Johannes XXIII., klang interessant, aus irgendeinem Grund hat

mich das Ziel sehr gereizt und bis heute verbindet mich eine Menge mit diesem Land.

Reise ins Ungewisse

Nach einer intensiven Vorbereitungszeit und einem 10-tägigen Intensivkurs in Russisch sollte mir der Start in Russland leichter fallen, das dachte ich zumindest. Bereits die Anreise nach Astrachan war ein Abenteuer. Von Moskau fuhr ich damals 36 Stunden mit dem Zug entlang der Wolga in Richtung Kaspisches Meer. Schnell merkte ich, dass ich mit meinen bruchstückhaften Sprachkenntnissen wenig Erfolg hatte. Anfangs verständigte ich mich mit Händen und Füßen, denn auch mit Englisch kam ich kaum weiter. Ich hatte großes Glück, dass Alberta als Italienerin aus Südtirol fließend Deutsch sprach und somit hatte ich in meinem neuen Zuhause einen Gesprächspartner. Die Sprache war eine der größten Herausforderungen während meines Aufenthaltes in Russland und ich habe die gesamte Zeit über Sprachunterricht an der Universität genommen. In meinen Aufzeichnungen heißt es dazu am 28. September 2003: „Aber immerhin bin ich schon soweit, dass ich selber anfange zu sprechen und Fragen zu stellen. Es geht schon mal bergauf." Der Sprachunterricht war auch eine gute Abwechslung zu meiner Arbeit und meinem alltäglichen Leben im „Alberta-Haus".

Anlaufstelle für Straßenkinder

Im „Alberta-Haus" hatte ich jeden Tag mit Straßenkindern zu tun. Einige wohnten ständig dort, der Großteil aber kam tagsüber für eine warme Mahlzeit, saubere Kleidung und eine Dusche. Außerdem wurden Ausflüge, Spiele und Geburtstagsfeiern für die Kinder organisiert. „Gegen 10.30 Uhr kamen dann schon die ersten Straßenkinder. Es war ein spannender Vormittag und ein interessantes Mittagessen. Wir saßen mit 14 Leuten am Tisch. Die Kinder, die heute da waren, sind alle sehr jung und obwohl sie alle schon viel durchgemacht haben und durchmachen, waren alle fröhlich und fühlten sich hier gut aufgehoben. Ich finde es bewundernswert, mit wie viel Energie und Freude Alberta hier dabei ist." (Tagebuch vom 28. August 2003). Je länger ich dort war, umso mehr habe ich über die Einzelschicksale der Kinder und ihre Familien erfahren. Es kam vor, dass ein Kind über Wochen regelmäßig kam und dann plötzlich verschwand. An bestimmten Orten der Stadt haben wir einige Kinder bettelnd am Straßenrand wiedergetroffen.

Wie in einer Familie

Die Kinder, die ständig im „Alberta-Haus" lebten, nahmen am Alltag teil und waren Teil der Familie. Alberta organisierte den Schulbesuch der Kinder und sie stand regelmäßig in Kontakt zu den örtlichen Schulen. Ich war morgens oft unterwegs und habe die Kinder auf dem Schulweg begleitet und am Nachmittag wieder abgeholt. Die Einhaltung bestimmter Abläufe und Rituale war für die Kinder sehr wichtig, denn einen geregelten Alltag kannten sie vorher nicht. Dazu gehörten auch die gemeinsamen Mahlzeiten. Ebenso war es völlig normal, dass ich als Teil der Gemeinschaft von Beginn an kein eigenes Zimmer hatte, sondern im großen Kinderzimmer in einem Hochbett oben schlief. Diese Umstellung schien mir zunächst unmöglich. Ich war während meiner Zeit so gut wie fast nie alleine zu Hause. Durch die familiären Strukturen jedoch, fühlte ich mich schnell wie eine Schwester und irgendwann brauchte ich auch kein eigenes Zimmer mehr. Neben der Arbeit mit den Kindern gehörten auch Koch- und Putzdienste zum Alltag, diese galten für alle Hausbewohner. Zu einigen der Kinder habe ich heute noch oder wieder Kontakt. Über Facebook konnte ich erfahren, dass Katja z.B. auf dem Weg ist, Ärztin zu werden und Serghej in Polen als Ordensbruder lebt.

Den Glauben leben

Das Leben im Glauben ist ein zentraler Bestandteil in den Familienhäusern der Glaubensgemeinschaft. Das tägliche gemeinsame Gebet war als festes Ritual in den Tagesablauf integriert. Im „Alberta-Haus" wurde während meiner Zeit eine Kapelle eingerichtet und einmal in der Woche feierten wir eine Hausmesse gemeinsam mit einem der Priester aus der katholischen Kirchengemeinde in Astrachan.
Heute wird das damalige „Alberta-Haus" von anderer Hand geführt und Alberta selber hat ein weiteres Familienhaus in Elista, einer Kleinstadt in Kalmückien, eröffnet. Dort lebt sie u.a. mit ihrer russischen Adoptivtochter Tonia und führt ihre Ar-

beit dort fort. Schon seit 1993 lebt und wirkt sie in Russland. Für mich war es eine tolle Erfahrung mit ihr zusammenzuleben, sie kennen und schätzen zu lernen. Sie hat eine unglaubliche Kraft und Ausdauer, sie setzt sich für benachteiligte, kranke und vergessene Menschen ein und steckt andere an, auch mitzuwirken.

Die Gemeinde als Treffpunkt

Auch die katholische Kirchengemeinde in Astrachen war ein zentraler Treffpunkt, v.a. sonntags nach der Messe. Im Anschluss gab es oft Tee und Kekse im angrenzenden Gemeindehaus und alle haben sich ausgetauscht. Die Kinder hatten ihre Sonntags-Bibelstunde. Das Gemeindeleben war ebenfalls ein Teil meines Freiwilligendienstes.
Regelmäßig habe ich in dem Kinderhaus der Caritas mitgearbeitet. Dort lebten vernachlässigte Kinder und Jugendliche aus armen Verhältnissen oder von der Straße. Einige gingen zur Schule, einige stromerten tagsüber in den Straßen umher, Drogen und Alkohol waren ein großes Thema. „Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass die Kinder fast alle nur eine minimale oder gar keine Schulausbildung haben. Olga z.B. lernt erst jetzt mit 18 Jahren richtig lesen und rechnen im Zahlenraum bis 100, das ist krass. Viele leben ohne Perspektive einfach in den Tag hinein. Ich durfte in Deutschland 13 Jahre zu Schule gehen!“ (Tagebuch vom 05. Januar 2004). Die Kinder wurden von einem hauptamtlichen Caritas-Mitarbeiter betreut. Mehrere Mitglieder der Gemeinde unterstützen ihn dabei als Köchinnen oder Betreuer. Obwohl immer wenig Geld da war, haben alle versucht, etwas aus dem Projekt zu machen. Ich habe die Arbeit dort einerseits als sehr anstrengend und emotional empfunden, andererseits aber waren die Kinder für alles und jeden dankbar, der geholfen hat. Das Projekt befand sich zu meiner Zeit im Umbruch, das Haus war sehr heruntergekommen und feucht. Die Küche und die sanitären Anlagen waren in einem sehr schlechten Zustand. Kurz nach meinem Aufenthalt wurde in ein neues Haus investiert.

Russland kennenlernen

Neben der Arbeit in Astrachan hatte ich auch Gelegenheit, andere Orte in Russland kennenzulernen. Besuche bei Bischof Clemens Pickel in Saratow gehörten natürlich dazu. Von dort aus konnte ich Marx an der Wolga und das Kloster kennenlernen. Im Winter 2003/04 war ich in Moskau, anschließend in Kazan und zum Ende meines Aufenthaltes in St. Petersburg. Jeden Ort verbinde ich heute mit bestimmten Menschen, Begegnungen, Erfahrungen und Bildern. Rückblickend überwiegen auf jeden Fall die vielen positiven und herzlichen Momente. In einem meiner Tagebücher habe ich ein Zitat von dem amerikanischen Philosophen und Schriftsteller Ralph Waldo Emerson entdeckt: „Für das aufmerksame Auge beinhaltet jeder Moment des Jahres seine eigene Schönheit.“ Ich finde das sehr treffend. Denn wenn es sicherlich auch weniger schöne Momente und Rückschläge gab, habe ich immer versucht, das Positive zu sehen und weiterzumachen.
Während meines anschließenden Studiums zur Übersetzerin hatte ich nochmals die Möglichkeit, länger nach Russland zu reisen. Mit einer Studiengruppe war ich 2008/09 für ein Semester in Pjatigorsk im Nordkaukasus. Auf dieser Reise konnte ich nicht nur sprachlich von den Erfahrungen aus Astrachan profitieren. Ich wusste bereits, wie Russland „funktioniert“. Bis heute würde ich jederzeit wieder fliegen.

Eine nachhaltige Verbindung

Durch den regelmäßigen Kontakt zur Russlandhilfe des Caritasverbandes Osnabrück erfahre ich, dass 15 Jahre, nachdem ich die Russlandhilfe kennengelernt habe, die Arbeit weitergeht, Projekte sich weiterentwickeln und immer wieder Neues entsteht. Für mich ist es eine tolle Sache, dabei zu sein und einen Beitrag leisten zu können, in welcher Form auch immer. So gab es z.B. gerade wieder die Maiwoche in Osnabrück. Die Russische Bar der Caritas, die seit diesem Jahr DIE KUHLE BAR heißt, hat sich in den letzten 10 Jahren etabliert und viele Russlandfreunde gefunden und die, die es werden wollen, finden den versteckten Eingang in den Keller des Generalvikariats.
Russland wurde als Einsatzort im FDA-Programm immer beliebter. Seit 2003 haben insgesamt 66 Freiwillige einen Freiwilligendienst absolviert und mittlerweile gibt es Stellen in Wolgograd, Omsk, Novosibirsk, Nishni Tagil und zwei Stellen in St. Petersburg.

Essenausgabe für Obdachlose Anfang März in Omsk. Die Menschen sind ausgemergelt vom kalten und langen sibirischen Winter. 40 bis 50 Bedürftige werden täglich von der Caritas Omsk hinter dem Bahnhof versorgt. Foto: Ottmar Steffan.

Brillenwechsel

11.000 Kilometer in sieben Tagen – Eindrücke von einer Reise nach Sibirien

von Dr. Gerrit Schulte, Caritasratsvorsitzender

In Sibirien ist vieles anders. Nicht nur die Temperaturen. Ein ums andere Mal mussten wir – Franz Loth (siehe Interview auf Seite 35) und ich – unsere „deutsche Brille“ absetzen, wie uns gesagt wurde, um mit „russischen Augen“ zu sehen und zu verstehen. Vom 4. bis zum 10. März haben wir mit Ottmar Steffan in Tscheljabinsk, Omsk, Slawjanka und Novosibirsk Einrichtungen und Projekte der Caritas Sibirien besucht. Millionenmetropolen und sibirisches Dorf.

Wir haben viele Menschen getroffen: Wohnungslose und Mittellose, Frauen und Kinder, die aus Gewalt und Vernachlässigung Schutz suchen, Familien aus dem „Kuh-Projekt“ unserer Diözese. Und wir haben viele engagierte Frauen getroffen: die Caritas in Russland ist weiblich. Das könnte man zwar auch für Deutschland sagen, aber in Sibirien sind eben auch die Leitungskräfte der Caritas Frauen. Wir sind begleitet worden von den Freiwilligen im Auslandsdienst Josefina Balzer aus Osnabrück und Kiana Krieger aus Hagen am Teutoburger Wald an ihren jeweiligen Einsatzorten. Wir haben Elisabeth- und Eucharistieschwestern besucht und mit ihnen über ihre Arbeit und

Keine Möbel, Schlafstätten auf dem blanken Fußboden. Die Migrantenfamilie aus Tadschikistan, die Dr. Gerrit Schulte, Franz Loth und Ottmar Steffan besuchten (eine Mutter mit 3 Kindern), lebt seit Jahren in diesem einen Zimmer. Auf dem Flur teilt sich die Familie Küche, Dusche und Toiletten mit 8 weiteren Familien. Foto: Ottmar Steffan.

ihr Leben gesprochen, immer begleitet von unserer Dolmetscherin und Übersetzerin der Caritas Sibirien Tatjana Vinokurova. Und wir haben viele Geistliche getroffen, die mit uns gebetet und Gottesdienst gefeiert haben.

In der von Renovabis und vielen Spendern auch aus Deutschland gebauten Kirche in Tscheljabinsk wird in der Woche nur eine kleine Seitenkapelle auf angenehme Temperaturen gebracht. Die große Halle ist für die Sonntage reserviert. Im Pfarrsaal im Turm der Kirche, in dem auch die Priester – zurzeit zwei weißrussische Pallotinerpatres – wohnen, wird der Modellbau der Kirche bewahrt. Darüber erinnert eine Gedenktafel an Pater Reinhard Franitza, der unermüdlich mit dem Holzmodell der Kirche unterwegs war und für den Bau geworben hatte. Das Porträt des Geistlichen begegnet uns auch über dem Schreibtisch von Caritasdirektorin Natalia. Neben einem Bild des ebenfalls verstorbenen Pater Wilhelm Palesch. „Beide Priester waren der Caritas sehr verbunden“, erklärt Natalia. Sie haben die katholische Kirche in Tscheljabinsk mit aufgebaut und 17 Jahre dort gewirkt.

Natalja führt uns durch die Caritaseinrichtungen auf dem Gelände der Gemeinde: Tür an Tür finden sich hier – wie an vielen Orten – Kirche und Caritas. Mütter, Kinder, pflegende Angehörige finden Rat, Hilfe und Betreuung. Und Raum und Zeit zum Atemholen. Im Gespräch mit der Caritasdirektorin wird deutlich, dass die Arbeit in Sibirien alles andere als ein „Selbstläufer“ ist. Die Caritas kann hier nicht auf eine Sozialgesetzgebung und eine Gesellschaft bauen, die sich als Sozialstaat versteht – jedenfalls nicht so, wie wir es im europäischen Westen gewohnt sind. Unsere Fragen nach Strukturen, finanziellen Grundlagen und Zusammenarbeit mit den kommunalen Behörden, nach Protesten gegen Ungerechtigkeit zielen nicht selten am Alltag in Sibirien vorbei. Deutsche Brille und russischer Alltag.

Wir begeben uns auf Exkursion: Zwei mittellose Familien öffnen

Zu Gast in einer Notwohnung in einem abbruchreifen Haus. Die alleinerziehende dreifache Mutter hält ihr drei Monate altes Kind auf dem Arm. Die Caritas Tscheljabinsk unterstützt sie nach besten Kräften. Foto: Ottmar Steffan.

uns die Türen zu ihren Wohnungen: verkommene Treppenhäuser, abenteuerliche Verkabelungen und Gasleitungen, gemeinschaftliche Wasch- und Toilettenanlagen, die man nicht beschreiben sollte, eingerissene Wände und Decken… In all dem Elend – auch das wird sichtbar – versuchen viele Menschen ihre Würde durch Kleidung und Auftritt zu wahren. So auch das 16-jährige Mädchen, das uns in die unmöblierte Unterkunft ihrer vierköpfigen Familie führt; zuletzt ringt sie mit der Fassung, erkennbar erschöpft vom „Outing“ ihrer Lebensumstände.
In Omsk, mit mehr als einer Million Einwohnern nach Novosibirsk die zweitgrößte Stadt Sibiriens, führt uns Caritasdirektorin Tatjana zu den Obdachlosen. Eine Ansammlung von verletzten und ausgestoßenen Frauen und Männern – auch älteren - wartet in sibirischer Kälte auf eine warme Mahlzeit und einen Tee. In dem aus Deutschland gespendeten Krankenwagen versorgt eine Schwester die Folgen von Gewalt, Kälte, Elend und Alkohol, auch die Wunden der Verbrennungen durch Fernwärmeleitungen. Wir erfahren: Wer hier auf der Straße lebt, überlebt nur eine begrenzte Zeit.
Polizisten beobachten die Gruppe, sprechen einzelne an. Was die Staatsmacht hierher führt, erfahren wir nicht. Einer der Obdachlosen gibt mir die Hand. Er heißt Sascha, kann etwas deutsch, wir versuchen, ins Gespräch zu kommen. Ein anderer steht teilnahmslos in der Gruppe, will dabei sein, aber nichts essen.

Am Abend im Gespräch mit der Caritasdirektorin und ihrer Nachfolgerin Julia wird es lebhaft. Wir diskutieren über die Würde des Menschen, Subsidiarität, über Diskriminierung und Benachteiligung religiöser Gemeinschaften… und merken bald, die Reise wird für uns zu einer Schule des Sehens und Verstehens.

Ein ums andere Mal fordern uns die Bedingungen der dortigen Arbeit heraus: in den Lebensmittelausgaben, den Mutter-Kind-Einrichtungen, den Tagesstätten, den Pflegestützpunkten.

Eine Woche lang besuchten Franz Loth, Ottmar Steffan und Gerrit Schulte (von links) die Caritas in Sibirien. Tscheljabinsk, Omsk, Slawjanka und Novosibirsk waren ihre Ziele. Foto: Tatjana Vinokurova.

Deutsche Brille und russische Verhältnisse.

Slawjanka ist ein sibirisches Dorf. Ein sterbendes Dorf, das wir nach etwa dreistündiger Fahrt durch die sibirische Steppenlandschaft erreichen. Durch Abwanderung ist der Ort innerhalb eines Jahrzehnts von ca. 9000 auf knapp 1000 Einwohner gesunken. Es gibt hier keine Arbeit mehr, kaum noch Infrastruktur, stattdessen zerstörte Wohnungen und Häuserblöcke und verstörte Familien. Alkoholismus und Vernachlässigung sind allgegenwärtig. Männer, wenn es sie noch gibt, arbeiten viele Tagesreisen entfernt im Norden. In einem halben Jahr kommen sie zurück – vielleicht! Vielleicht wird an diesem Ort auch besonders sichtbar, was Caritas in Sibirien bedeutet: Ein Leuchtturm inmitten einer Umgebung, die kaum Perspektiven erkennen lässt. Die Tränen der Einrichtungsleiterin Olga brauchen jedenfalls keine Übersetzung.

Die Abkürzung auf der Rückfahrt führt uns über das feste Eis eines breiten Flusses: Sechs Tonnen – zeigt ein Schild - bei 70 Meter Abstand der Fahrzeuge, so weit hält das Eis.

In Novosibirsk, mit fast zwei Millionen Einwohnern und einer riesigen Zahl von Migranten eine der größten Städte ganz Russlands und als das Herz Sibiriens bezeichnet, empfängt uns Caritas-Chefin Schwester Daria und ihre Stellvertreterin Natalja. Hier werden wir neben den beeindruckenden Einrichtungen auch eine andere Seite Russlands sehen. Kultur, Tanz, Musik. Ein unvergesslicher Abend im Opernhaus von Novosibirsk, das Ballett Coppélia oder „Das Mädchen mit den Glasaugen“ wird aufgeführt. Nach all den Reisestrapazen der vergangenen Tage und den vielen bedrückenden Erfahrungen eine Wohltat für Geist und Seele. Im Caritas Mutter-Kind-Haus erleben wir tags darauf ein anderes aber mindestens so schönes Fest der Kinder und Mütter. Viele von ihnen suchen hier Zuflucht vor der Gewalt und den Alkoholexzessen der Väter. Wer die Augen der Kinder gesehen hat und ihre Freude an Tanz, Spiel und Musik, der wird ihnen allen eine hoffnungsfrohe und gute Zukunft wünschen. Die Mitarbeiterinnen der Caritas in Sibirien und – nicht zu vergessen – unsere Freiwilligen im Auslandseinsatz – haben uns tief beeindruckt. Sie haben unseren Blick auf ihre Arbeit und die Bedingungen, unter denen sie stattfindet, nachhaltig verändert. Nachhaltig heißt, dass diese Arbeit langfristig unsere Unterstützung verdient.

Ach ja, ein Ereignis obliegt noch der Pflicht des Chronisten. Nach etwa 10 850 problemlosen Kilometern mit Aeroflot und Transsibirischer Eisenbahn durch Eis und Schnee, über den Ural, Flüsse in der sibirischen Steppe und Schlaglöcher gigantischen Ausmaßes, landeten wir zuletzt auf dem Dortmunder Hauptbahnhof unter der Anzeige: „Sturmtief Eberhard – Bahn stoppt Zugverkehr in NRW“. Ein Taxi hat uns auf den letzten Kilometern gerettet… In Sibirien ist eben vieles anders.

Fassungslos steht Franz Loth vor dem Eingang ins Caritas-Kinderzentrum in Slawjanka. Der vor 9 Jahren entstandene Wasserschaden im Haus ist von der Dorfverwaltung bis heute nur notdürftig in Stand gesetzt. Foto: Ottmar Steffan.

Wir können gar nicht anders...

Interview mit Franz Loth, Diözesan-Caritasdirektor, nach seiner Sibirien-Reise zusammen mit Dr. Gerrit Schulte, Caritasratsvorsitzender, und Ottmar Steffan.

Wie haben Sie die Caritas-Arbeit vor Ort wahrgenommen?
Aus einem tiefen christlichen Glauben heraus leisten die Kolleginnen und Kollegen in Sibirien eine tolle Arbeit. Sie machen dies mit höchstem Engagement und einer überragenden Identifikation. Trotz widriger Rahmenbedingungen, man könnte auch sagen, aus relativ wenig wird viel herausgeholt und das in einem Gebiet, das etwa 10 Mal so groß ist wie die alte Bundesrepublik Deutschland und sich über drei Zeitzonen hin erstreckt.

Wie haben Sie die partnerschaftlichen Beziehungen zur russischen Caritas erlebt?
In den nun 20 Jahren haben sich stabile und äußerst verlässliche Freundschaften mit der russischen Caritas herausgebildet. Der Umgang ist von höchstem Respekt und gegenseitiger Anerkennung geprägt und geschieht absolut auf Augenhöhe.

Wie beurteilen Sie die Situation vor Ort aus deutscher Sicht?
Wichtig ist zunächst vorauszuschicken, dass ich die Situation wirklich mit einer deutschen Brille betrachte. Es herrschen unglaubliche Missstände, es gibt riesengroße Unterschiede - zum einen zwischen Stadt und Land, aber auch in den Städten zwischen den Zentren und den Außenbereichen. Menschen hausen in unglaublichen Zuständen, die wir uns hier in Deutschland kaum vorstellen können. Wer Missstände benennt, hat ganz offensichtlich mit Konsequenzen zu rechnen. Deswegen hat

auch die politische Administration kaum mit Kritik zu rechnen.

Wie sieht Ihrer Meinung nach die zukünftige Zusammenarbeit von EINE KUH FÜR MARX und den russischen Partnern aus?

Für mich war diese Reise eine Lektion. Die Lektion heißt: Wir können gar nicht anders als in dieser langen Tradition, die wir vor über 20 Jahren begonnen haben, auch weiter auf dem Niveau zu helfen, das bisher möglich war. Die Arbeit der Caritas in Russland ist im wahrsten Sinne des Wortes „Hilfe in Not“. Es wird beständig daran gearbeitet, unglaubliche Notsituationen der Menschen zu lindern und sie in eine etwas bessere Zukunft zu führen.

Was war Ihr schönster Moment während der Reise?

Es gab viele wunderbare Momente – die intensivsten und schönsten Momente waren unsere gemeinsamen Gespräche mit den russischen Freudinnen und Freunden. Sicher können wir aus diesen Gesprächen lernen, wie wichtig Frauen für den Zusammenhalt der russischen Gesellschaft sind und wie wenig wir in den Hierarchien der deutschen Caritasverbände bisher Frauen an der Spitze haben. In Russland haben wir fast ausschließlich in den Spitzen der Caritas zugreifende und hoch identifizierte Frauen erlebt.

Was war für Sie der bewegendste Moment während der Reise?

Der bewegendste Moment war das Fest am letzten Samstag in Novosibirsk. Es waren die strahlenden Augen der Kinder und der Mütter beim Tanzen, beim Singen – währenddessen sie offensichtlich von all ihren Sorgen wie befreit schienen.

Pure Freude und Glück bei den Akteuren und Zuschauern während der Feier am Weltfrauentag im Mutter-Kind Haus St. Sophia. Foto: Ottmar Steffan.

Gemeinsam machen wir die Welt heller

Liebe Freunde,
wir werden 25 Jahre alt!
All diese Jahre waren Sie mit uns, halfen uns zur Welt zu kommen, begleiteten den Werdegang und tragen jetzt zur weiteren Entwicklung bei!
Schon 25 Jahre sind seit der Zeit vergangen, als der deutsche Pfarrer Hartmut Kania nach St. Petersburg kam, um armen Menschen in Russland zu helfen und beizubringen, wie man liebt, mitfühlt und zum Wohl bedürftiger Menschen arbeitet. Vor 25 Jahren ließ er die Caritas St. Petersburg eintragen, bildete ein Team von Gleichgesinnten und erzählte Ihnen, unsere deutschen Freunde, über uns, über Russland, darüber, wie wir leben, wovon träumen und worauf hoffen.
Dank Ihrer Hilfen schafften wir es, uns zu einer Organisation zu entwickeln, die Licht und Hoffnung an Andere trägt. Die Organisation, die denen, die Hilfe brauchen, zur Hilfe eilt. Die Organisation, die durch die Bekämpfung der Armut, der Vereinsamung und der „Ausgeschlossenheit“ von Menschen aus dem gesellschaftlichen Leben diese Welt verändern möchte.
Dank Ihrer Solidarität wurden hier in 25 Jahren unserer Arbeit 82 sozial bedeutsame Projekte umgesetzt. Heute laufen bei der Caritas St. Petersburg 18 wohltätige Projekte, darunter: ein Altenheim, Hilfeprojekte für Kinder und deren Eltern, Suppenküchen für Obdachlose und Minderbemittelte, Info- und Beratungszentren zu Gewalt- bzw. Suchtfragen, Hilfeprojekte für Personen mit Behinderungen und für AIDS-Kranke.
Über 50 städtische Organisationen sind unsere Partner. 89 kompetente Mitarbeitende und über 50 Ehrenamtliche arbeiten bei der Caritas St. Petersburg. Über 500 bedürftige Menschen erhalten jeden Tag Verpflegung. In 25 Jahren unserer Arbeit wurden über 2.625.000 warme Mahlzeiten zubereitet und verteilt.
Über 700 Dienstleistungen werden täglich erbracht (das sind Beratungen, Betreuungsangebote, Schulungen, materielle Hilfe und Information usw.). Über 50 Kinder aus Familien der „Risikogruppen“ besuchen jeden Tag unsere Kinderzentren, über 600 Kinder kamen dank der Unterstützung durch unsere Projekte zur Welt.
Über 500 Fachkräfte helfender Berufe aus verschiedenen städtischen Organisationen werden bei der Caritas St. Petersburg in solchen Bereichen geschult und angeleitet wie: Schwerkrankenpflege, abhängiges und co-abhängiges Verhalten, Gewalt, Harmonisierung der Eltern-Kind-Beziehung, Arbeit mit Kindern in einer schwierigen Lebenssituation etc.

Diesem Brief lege ich die Geschichte einer Mutter bei, deren Welt dank Ihrer Beteiligung an ihrem Leben verändert wurde!
Wir danken allen, die mit uns solidarisch sind, uns vertrauen und über uns, Armen und Hilfebedürftigen in Russland helfen! Wir senden Ihnen unseren herzlichen Dank und eine tiefe Verbeugung!
Gemeinsam machen wir diese Welt gutherziger, fröhlicher und heller!
Ihre Natascha Pewzowa
D*irektorin der Caritas St. Petersburg*

Liebe Freunde! Liebe Einwohner vom weit entfernten Deutschland!
Ich grüße Sie, mein Name ist Julia und ich bin Mutter von 4 Kindern - drei Söhnen und einer Tochter, die hätte nicht geboren werden können, wenn nicht die Caritas mir geholfen hätte.
Über die Caritas St. Petersburg erfuhr ich 2004, als meine Freundin ein Kind bekam und mit dem Baby alleine blieb, weil der Vater des Kindes sie während der Schwangerschaft verließ […]. Sie erfuhr, dass die Caritas mit Kleidung und Kindernahrung half, konnte aber mit dem Baby durch die Stadt nicht fahren, um Hilfe zu holen. Deswegen übernahm ich die Rolle eines „Bindeglieds“ zu der Caritas St. Petersburg. Ich kam ins Projekt, holte Sachen ab und brachte sie zur Freundin, lernte Mitarbeitende kennen. Wer hätte denn damals ahnen können, dass ich in einem Jahr in eine fast genau solche Situation gerate. Ich habe drei Söhne und erzog sie allein, ohne Ehemann. 2005 traf ich einen Mann, der anfing, für uns zu sorgen und zu helfen. Wir planten keine Kinder mehr, denn drei Jungen waren schon genug (das Geld reichte nicht aus, nicht einmal fürs Essen),

obwohl wir beide arbeiteten. Außerdem war ich damals schon fast 40 Jahre alt. Es passierte trotzdem, dass ich schwanger wurde. Der Vater des Kindes brach den Kontakt zu uns ab. Ich dachte lange nach, was für mich mehr Wert hatte, das Kind oder die Beziehung zum Mann. Das war eine für mich schreckliche Zeit. Ich war aber nicht allein, mir standen Mitarbeitende der Caritas bei, die mich unterstützten und halfen, eine Entscheidung zu treffen. Die Caritas St. Petersburg spielte eine große Rolle in meinem Leben, ich revidierte meine Lebensansichten und verstand, dass bei mir alles gar nicht so schlecht war im Unterschied zu einigen Frauen, denen ich im Projekt begegnete. Und dass das Leben meines Babys von meinen materiellen Schwierigkeiten oder den Wünschen des Mannes nicht abhängen durfte. Als meine Tochter das Licht der Welt erblickte, war es der schönste Augenblick in meinem Leben. Die älteren Söhne halfen mir bei der Sorge um die Kleine, bei der Caritas erhielt ich alles Notwendige - die Kleidung, die Kindernahrung und Windeln.

Julia zusammen mit ihrer heute jugendlichen Tochter. Foto: privat.

Am wertvollsten war aber die Anteilnahme der Projektmitarbeiterinnen, ihre Hilfe und das Mitgefühl. Im Projekt gibt es viele hilfreiche Angebote für Mütter: Psychologen, einen Juristen, kreative Beschäftigungen, Hilfe mit Kleidung, Windeln und Lebensmittelpaketen. Besonders interessant sind kunsttherapeutische Angebote und festliche Veranstaltungen, die in einer schwierigen Lebenssituation eine gute Abwechslung bieten. Im Projekt wurde ich von 2005 bis 2010 betreut. Ich erhielt das Angebot, für andere Mütter Mittagsmahlzeiten zu kochen, mit der Tochter war ich jeden Tag da, wie bei der Arbeit. Ich mochte es wirklich, weil ich mich gebraucht fühlte. Jetzt geht es mir gut, die älteren Söhne sind ausgezogen, ich bin schon Großmutter. Ich traf meine Liebe, heiratete, habe eine intakte Familie. Meine Tochter ist ein kluges Mädchen, sie macht mich jeden Tag glücklich, lernt gut, tanzt seit zehn Jahren, ihre Tanzgruppe belegt fast alle ersten Plätze in Wettbewerben.
Ich danke der Caritas St. Petersburg für die Unterstützung, die sie mir gegeben hat, als ich sie wirklich brauchte. Ich danke Ihnen für das Leben meiner Tochter! Julia

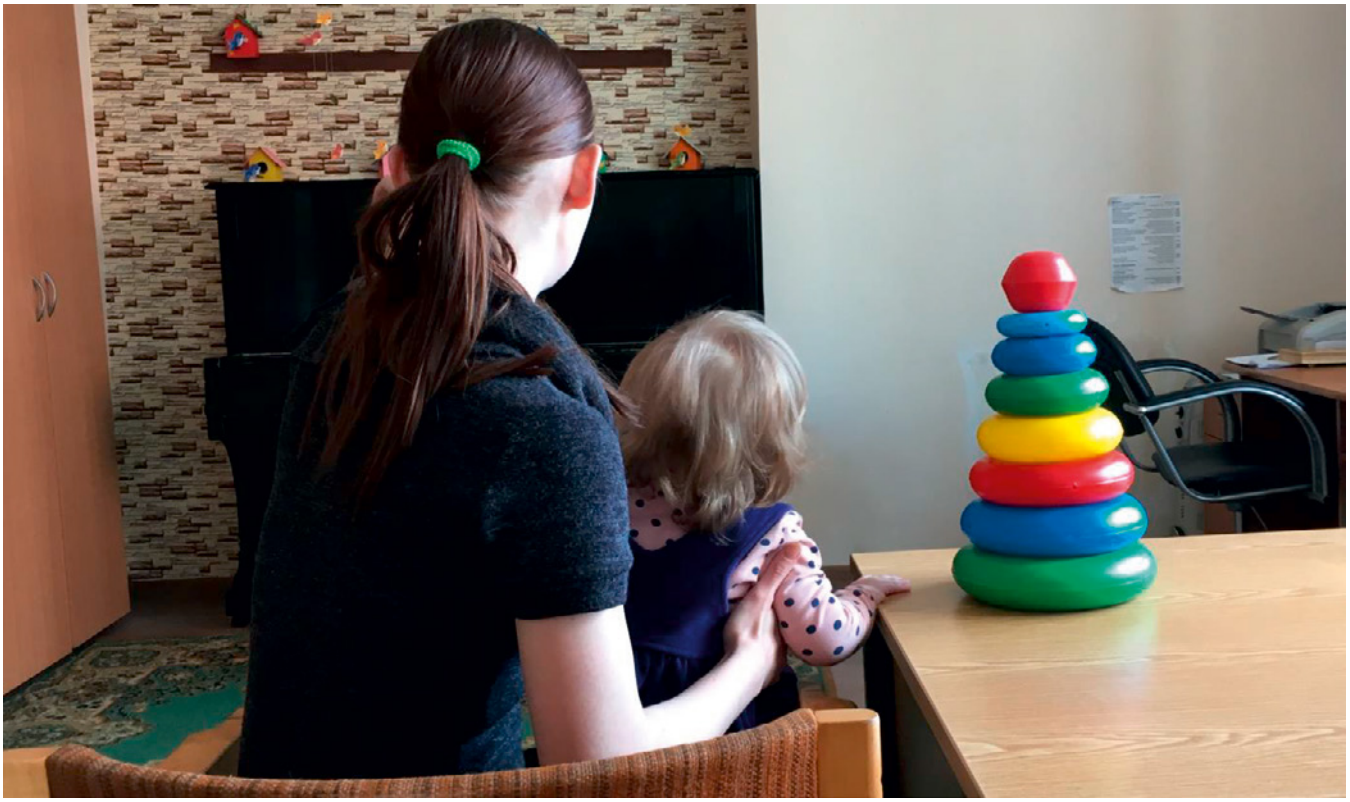
Wahre Geschichten

Die nachfolgenden Berichte stammen aus dem Alltag des Familienzentrums „Moj malisch“ – (Übersetzung: Mein Kind) in Omsk. Die Namen sind verändert, die Geschichten das wahre Leben.

von Verena Bauwens, Sibirienhilfe der Armen-Schwestern vom heiligen Franziskus

Margarita, 19 Jahre, eine Tochter (1,5 Jahre) und ein Sohn (2 Monate). Sie erzählt der Psychologin des Familienzentrums von ihrer Kindheit:
«Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter mich schon seit meiner Kindheit schlug. Ungefähr 4 Jahre alt muss ich gewesen sein. Sie arbeitete und trank keinen Alkohol. Aber mein Vater war alkoholabhängig.
Meine Mutter ließ ihre Bösartigkeit und Hilflosigkeit an mir aus, obwohl ich ihr einziges Kind bin. Seit ich zurückdenken kann, war ich ständig ihrer Gewalt ausgesetzt. Sie kritisierte jede meiner Äußerungen oder Handlungen. Mit der Zeit gewöhnte ich mich irgendwie daran.
Mit zwölf hielt ich es zum ersten Mal nicht mehr aus. Meine Mutter kam nach der Arbeit nach Hause, mein Vater war betrunken. Während sie mit ihm schimpfte, kleidete ich mich an und ging hinaus. Ich ging spazieren, obwohl es schon nach 20 Uhr war. Erst drei Stunden später kehrte ich zurück. Als ich sicher sein konnte, dass meine Eltern schon schliefen.
Zu Hause herrschte Stille und Frieden. Einen Monat vor meinem Schulabschluss passierte ein erneuter Skandal bei uns zu Hause. Ich machte mich fertig und ging um 21 Uhr spazieren. Ich weiß schon nicht mehr, wie lange ich herumlief. An einem Punkt spürte ich, dass jemand mich an den Schultern festhielt. Ein großer und schwerer Mann hielt meinen Mund mit seiner Hand zu und befahl mir zu schweigen. Ich wurde vergewaltigt. Danach war ich hilflos, ich wusste nicht was ich tun sollte. Falls ich mich bei der Polizei melden würde, würde meine Mutter mich nie in Ruhe lassen. Ich entschied, meine Mutter, den Vergewaltiger und mich selbst zu bemitleiden.
Nach einem Monat lernte ich einen jungen Mann kennen. Ich konnte über die Vergewaltigung nur mit ihm sprechen. Er sagte, dass er mich schützt.
Kurz vor dem Start der Berufsschule stellte ich fest, dass ich schwanger war. Ich hatte große Angst. Das erste, woran ich dachte, war die Reaktion meiner Mutter. Ich sagte ihr nichts, aber sie bemerkte es selbst. Ich ging auf keine Berufsschule. Als meine Eltern von meiner Schwangerschaft erfuhren, wurde ich von ihnen aus dem Haus gejagt.
Ich kam zu meinem Freund und seiner Mutter. Ich wurde von ihnen aufgenommen. Dann kam meine Tochter zur Welt. Alles verlief gut. Aber mein Freund war vom Kind sehr müde. Das Mädchen war sehr unruhig. Als er von der erneuten Schwangerschaft erfuhr, sagte er, dass er mich nicht mehr liebt und dass ich weggehen muss.
Ich war froh und dankbar, dass ich eine gute Freundin habe. Ihre Eltern bezahlen die Miete für sie, ich zog zu ihr um. Ich wurde auch von ihr und meiner Tochter vom Geburtshaus abgeholt. So wohnen wir zu viert: meine Kinder, sie und ich.
Meine Eltern leisten uns keine Hilfe. Mein Vater besuchte uns einmal, um seine Enkelkinder kennenzulernen. Meine Mutter hat meine Kinder bis heute nicht gesehen. Ich brauche Lebensmittel und Kleidungshilfe. Helfen Sie mir, bitte.»
Die erste Unterstützung wurde diesem jungen Mädchen schon geleistet. Aber in dieser Geschichte geht es nicht nur um die materielle Hilfe. Das [häufigste] Problem vieler Familien ist die Gewalt. Die Lösung dieses Problems ist viel ernster und tiefer als es den Anschein haben mag.

Kamala ist alleinerziehende Mutter. Sie kommt aus Aserbaidschan. Ihre Geschichte ist traurig und beispielhaft für die Geschichten vieler anderer Klienten. Ihre Kindheit und Jugendzeit verbrachte Kamala in Aserbaidschan, dann zog sie nach Omsk. Sie heiratete und brachte ein hübsches und gesundes Mädchen mit dem Namen Nasa zur Welt. Bis zum



Mütter, die in einer verzweifelter Lage Hilfe der Caritas in Anspruch nehmen, haben nicht selten Scham- und Schuldgefühle in ihrer Notsituation. Oft brauchen sie neben materieller Hilfe auch seelische Unterstützung, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Foto: Caritas Sibirien.

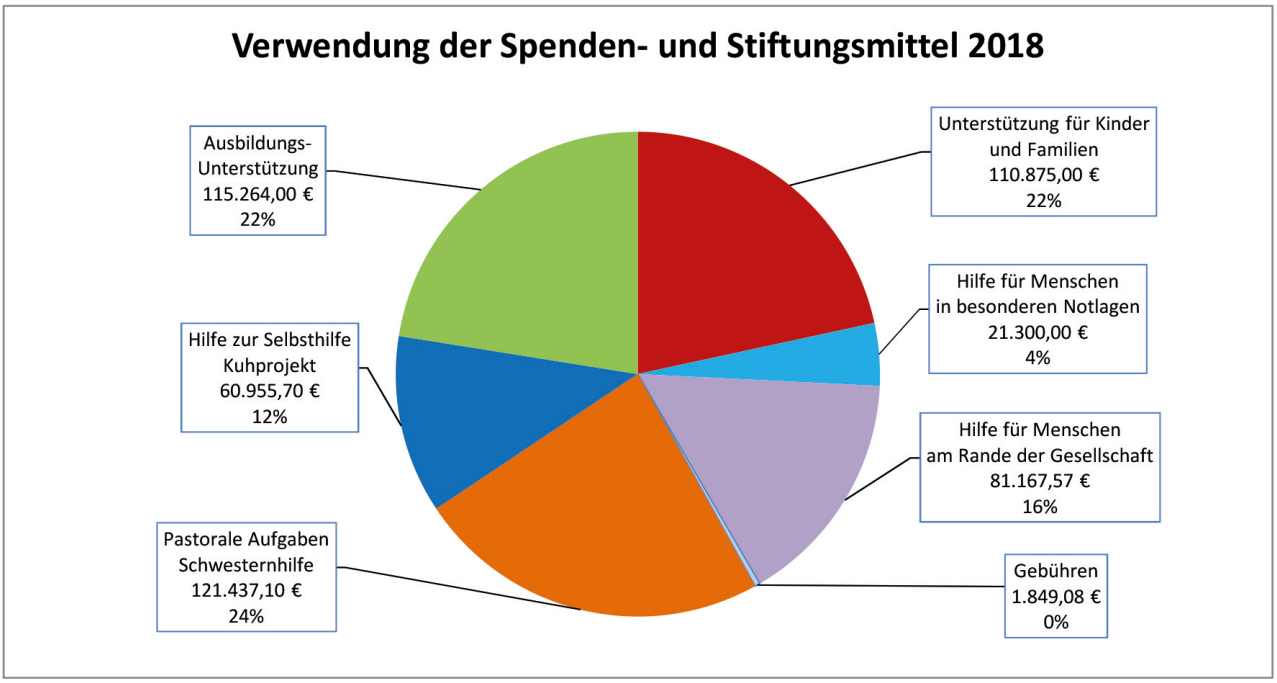
vierten Lebensjahr entwickelte sich ihre Tochter altersgemäß und ohne Befunde. Aber auf einmal veränderte sich etwas in der Entwicklung des Mädchens. Bei ihr wurde eine neurodegenerative Krankheit festgestellt. Später stellte sich heraus, dass diese Erkrankung von der Verwandtschaft der Eltern an Nasa vererbt wurde. Mit 12 Jahren sitzt Nasa im Rollstuhl, kann selbstständig keine Handlungen vornehmen, den Kopf kann sie kaum halten, die Arme nicht nach oben strecken und keine Bewegung mit den Fingern machen. Sie kann nur Brei essen, weil sie nicht kauen kann.

Nasa versteht alles, was ihr gesagt wird, aber leider kann sie selbst nichts sagen. Sie ist in der 5. Klasse und hat Heimunterricht. Fragen der Lehrerin beantwortet sie mit den Augen. Der Ehemann von Kamala verließ die Familie und übertrug die Verantwortung für das weitere Leben der Tochter auf Kamala und unterstützt die Familie weder moralisch noch finanziell. Als Kamala sich an das Familienzentrum „Moj malisch“ wandte, hatte sie keinen russischen Ausweis. Die Familie lebte von der Hilfe, die verschiedene gutherzige Menschen ihnen leisteten.

Damals benötigte Kamala nicht nur Lebensmittel und Kindernahrung, sondern auch psychologische, soziale, juristische und informative Hilfe. Sie bekam keine Unterstützung von staatlichen Einrichtungen, weil sie über keine Dokumente für die Ausfertigung der Invalidenrente verfügte und keine Vorstellung hatte, wie das Vorgehen ist. Unsere Mitarbeiterinnen leisteten ihnen Hilfe. Kamala wurde informiert, wohin und zu wem sie gehen und welche Papiere sie sammeln musste. Sie beantragte erstmals die Aufenthaltsgenehmigung und dann Beihilfe. Sie wurde finanziell stabiler. Gemeinsam werden wir weiterkämpfen.

Kinder mit Migrationshintergrund

Die größten Probleme für Migranten ist die Sprache. Um eingeschult zu werden, ist das Verstehen der russischen Sprache allerdings eine Hauptbedingung. Die Eltern können kaum helfen, da sie selbst Probleme mit der Sprache haben. Im Kinderclub erhalten die Kinder kostenlose Unterstützung und fachgerechte Schulung. Für die Einschulung erhalten sie die von der Schule geforderten Bedingungen wie Schulranzen, Hefte und Schulkleidung. Für die Eltern ist es eine nicht vorstellbare Last – diese Hürde können sie mit Hilfe der Caritas überwinden.



Gesamtausgaben im Jahr 2018 - 512.848,45 €
davon
Spenden: 256.334,45 €
Stiftungsmittel: 256,514,00 €

Über 500.000 Euro Spendengelder in 2018

von Gabriele Gieraths

Im Jahr 2018 konnten über 500.000 Euro in Projekte fließen, die EINE KUH FÜR MARX unterstützt. Großer Dank gilt dafür den Spenderinnen und Spendern!

Neben den im folgenden tabellarisch aufgelisteten Projekten gibt es noch drei weitere Großprojekte unserer Partner in Russland. Sie werden von Caritas international federführend betreut und begleitet und von zahlreichen Mittelgebern unterstützt. Caritas international koordiniert die vereinbarten Förderraten und die Verwendungsnachweise.

Im Jahr 2018 war keine Unterstützung von EINE KUH FÜR MARX nötig, da andere Fördermittel zur Verfügung standen. Dennoch bedarf es auch weiterhin der Spenden für diese Projekte:

Caritas Novosibirsk : Weiterentwicklung der sozialen Arbeit in den Kinderzentren in Westsibirien – eine komplexe Förderung und soziale Integration von Kindern aus dysfunktionalen Familien (jährliche Fördersumme: über 320.000 Euro).

Hauskrankenpflegeprojekt: Zugang zu qualitativer Pflege für schwerkranke Menschen in der russischen Gesellschaft. (jährliche Fördersumme über 180.000 Euro).

Caritas Saratow: Weiterentwicklung der sozialen Arbeit in den Kinderzentren im Süden Russlands – eine komplexe Förderung und soziale Integration von Kindern aus dysfunktionalen Familien (jährliche Fördersumme: über 160.000 Euro).

Geförderte und begleitete Projekte 2018 durch die Russlandhilfe - EINE KUH FÜR MARX

Nr.	Projekttitel	Träger / Partner vor Ort	Ziele / Inhalte	Projekt-zeitraum	Betrag in 2018
1	Unterstützung der Diözesan-Caritasverbände	Diözesancaritasverbände Novosibirsk Saratow / St. Petersburg	Unterstützung der Arbeit durch einmalige Beihilfen	laufend	2.648,48 €
2	Einarbeitung der Nachfolge als Caritasdirektorin	Caritas Omsk Caritasdirktorin Tatjana Trofimofa	Sicherstellung der Nachfolge als Caritasdirektorin	laufend bis Ende 2019	8.168,00 €
3	Kuhprojekt	Caritas Omsk Direktorin T. Trofimofa - Kath. Kirchengemeinde Marx Pater Bosco Marschner	bedürftige Familien erhalten eine Kuh /damit Verbesserung der Lebensbedingungen	seit Beginn in 1998 wurden inzwischen 762 Kühe gespendet	42.858,00 €
4	Klosterbauer	Kath. Kirchengemeinde Marx an der Wolga und in Nowoscherkask	Handwerklicher Einsatz durch Ehrenamtliche aus Deutschland in Russland	laufend	7.281,22 €
5	Mutter-Kind-Heim in Tscheljabinsk	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	von Obdachlosigkeit bedrohten jungen Müttern mit Kindern ein Zuhause, Struktur und Perspektive geben	laufend	17.400,00 €
6	Mutter-Kind-Heim St. Sophia, Novosibirsk	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	von Obdachlosigkeit bedrohten jungen Müttern mit Kindern ein Zuhause, Struktur und Perspektive geben	laufend	19.100,00 €
7	Kapazitätsaufbau und Schulung für Mitarbeiter des Zentrums für Familienentwicklung	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	Schulung der Mitarbeiter für die Beratung und die pädagogischen Angebote des Familienzentrums	laufend	31.500,00 €
8	Theaterpädagogisches Sommercamp	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	Ferienfreizeit-Projekt: Frieden stiften durch Theater	2018	5.400,00 €
9	Schutz des Lebens	Bischof Clemens Pickel	Unterstützung für schwangere Frauen	laufend	400,00 €
10	Familien mit Kindern mit Behinderungen	Caritas Orsk	Unterstützung für Familien von Kindern mit Behinderungen	laufend	12.000,00 €
11	Unterstützung der Arbeit mit Kindern in Ulan Ude	Ortscaritas Ulan-Ude Bernadetta Gratkowska	Förderung von Kindern im sozialen Umgang durch Freizeitangebote	laufend	2.500,00 €
12	Hostel für Eltern	Schwestern in Novosirisk	Angebot einer Übernachtung mit Begleitung für Eltern, deren Kinder im Krankenhaus behandelt werden	2018	4.455,00 €
13	Zuschuss Erneuerung der Sanitäranlagen im Caritas Haus Novosibirsk	Schwestern in Novosirisk Mutter-Kind-Heim	Mittel für die Erneuerung der Sanitäranlagen	2018	6.000,00 €
14	Kinderzentrum Freudenstrahl	Caritas Krasnojarsk Sr. Tatjana Ugainova	Familien mit Kindern aus Atschinsk Umgebung erhalten Unterstützung in der Erziehung und im täglichen Leben	laufend	3.200,00 €
15	Kinderclub Sternzeichen in Novosibirsk	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	Mittel für ein Sport- und Gymnastikzimmer des Kinderclubs	2018	2.000,00 €
16	Kinderzentrum Antoschka	Caritas Astrachan	Unterstützung von Kindern aus dysfunktionen Familien im täglichen Leben durch gesunde Ernähung und pädagogische Angebote	laufend	800,00 €
17	Hilfe für bedürftige Menschen in Saratow	Pater Ondrej Slavik Pfarrer in Saratow	Untersützung für Familien in schwierigen Lebenssituationen	laufend	4.000,00 €
18	Lebensgemeinschaften Johannes XXIII	verschiedene Häuser in Russland	Unterstützung der Lebensgemeinschaften	laufend	2.120,00 €

	Projekttitel	Träger / Partner vor Ort	Ziele / Inhalte	Projekt-zeitraum	Betrag in 2018
19	Organisationsentwicklung der Caritasschule St. Petersburg	Caritas Bildungszentrum Direktorin Olga Lotosh	organisatorische Entwicklung für Angebote für soziale Dienste und für PR- und Fundraising-Aktivitäten	bis 2018	640,00 €
20	Alternative Kommunikation (AAC)	Caritas Bildungszentrum Direktorin Olga Lotosh	praktische Maßnahmen in der Arbeit mit Menschen, die keine Lautsprache benutzen können	bis 31.3.2018	8.270,00 €
21	Aufbau partnerschaftlicher Beziehungen zwischen Fachleuten und Familien mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen	Caritas Bildungszentrum Direktorin Olga Lotosh	Verbesserung der Lebensbedingungen von Familien mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen und deren Integration in die Gesellschaft	bis Ende 2019	52.054,00 €
22	Alternative und argumentative Kommunkation	Caritas Bildungszentrum Direktorin Olga Lotosh	Unterstützung von Familien und auch Lehrern, um die Kommunikation von Familien zu verbessern und damit die soziale Teilhabe zu fördern	bis Ende 2019	50.000,00 €
23	Studienbeihilfe	Katja	Studienunterstützung zur Ärztin	laufend	2.500,00 €
24	Hilfe für ausländische Studenten in Kazan	Institut Dienerinnen des Herrn, Kazan, Sr. Anima	finanzielle Hilfen bei mediznischen Hilfen für erkrankte Studenten	laufend	1.800,00 €
25	"Zadi" - Unterstützung für Menschen mit mehrfachen Behinderungen	"Zadi" - heilpädagogische Tagesstätte für behinderte Menschen" über die Caritas in Novosibirsk	finanzielle Unterstützung für die Ausstattung der Einrichtung	2018	7.844,87 €
26	Perspektivy Behinderteneinrichtung	Perspektivy St. Petersburg	einmalige Beihilfen	laufend	600,00 €
27	Organisationsentwicklung der Caritas St. Petersburg	Caritas St. Petersburg Caritasdirektorin Natalja Pewzowa	Verbesserung der Qualität der Hilfen in 20 Projekten des Caritas St. Petersburg durch Standards für die Arbeit mit Klienten durch Mitarbeiterschulungen	2017- 2019	20.000,00 €
28	Obdachlosenprojekt Novosibirsk, Barnaul, Omsk	Caritas Novosibirsk Caritasdirektorin Natascha Sokolova	Novosibirsk, Barnaul und Omsk - mit Suppenküchen, medizinischer Hilfe und Rehabilitation der Obdachlosen	laufend	36.050,00 €
29	Obdachlosenprojekt Wolgograd	Caritas Wolgograd Caritasdirektorin Inna Bublikova	Unterstützung obdachloser Menschen durch Nahrung, Kleidung, medizinische Hilfen, Rehabilitation	laufend	10.222,70 €
30	Kania Haus Altenheim	Caritas St. Petersburg Direktorin N. Pewzowa	Unterstützung der Arbeit	2018	300,00 €
31	Suppenküche, ärztliche Versorgung der Obdachlosen	Kath. Kirchengemeinde Heilige Familie Kaliningrad Viktoria Krasina	Unterstützung einer Suppenküche für bedürftige und obdachlose Menschen in Kaliningrad	laufend	6.150,00 €
32	Notfallhilfe	Caritas Novosibirsk Bistum St. Clemens Caritasschule St. Petersburg	Unterstützung für bedürftige Menschen in aktuten Notfällen	laufend	3.800,00 €
33	Notfallhilfe durch die Schwestern in Marx	Schwestern in Marx	Unterstützung für bedürftige Menschen in aktuten Notfällen	laufend	4.000,00 €
34	Unterstützung örtlicher Caritasverbände	örtliche Caritasverbände in Partnerschaft und Caritasschule St. Petersburg	Unterstützung der Strukturen	laufend	13.500,00 €
35	Unterstützung Bischof Pickel und Hilfe für Priester	Bistum St. Clemens Bischof Clemens Pickel	Unterstützung der priesterlichen Arbeit im Bistum St. Clemens Saratow	laufend	104.769,50 €
36	Schwesternhilfe in Kazan und Uljanowsk	Kath. Kirchengemeinde Kazan, Sr. Juliana Ortiz	Unterstützung der Arbeit der Schwestern in Kazan und Uljanowsk	laufend	14.400,00 €
37	Schwesternhilfe in Marx	Schwestern in Marx	Unterstützung der Arbeit der Schwesterngemeinschaft in Marx	laufend	2.267,60 €

Summe der Förderbeträge 2018	**510.999,37 €**
plus Gebühren	1.849,08 €

Anerkennung

Der sogenannte „Präsidentenfond“ in Moskau hat die Caritasarbeit in Russland ausgezeichnet. Die Caritas Wolgograd erhielt beispielsweise den Preis für „Zivilgesellschaftliche Initiative“ für ihre Projekte der Krankenpflege und der Obdachlosenarbeit. Neben dem Preisgeld von 200.000 Rubel (ca. 3000 Euro) ist diese Auszeichnung eine besondere PR für die Caritas, denn ein Kamerateam des ersten russischen Fernsehprogramms zeigte die Arbeit der Caritas-Hauskrankenpflege und strahlte ein Interview mit der Caritasdirektorin Inna Bublikowa (Foto links: privat), russlandweit aus.

Schwestern beim Papst

Zur Morgenmesse in Santa Marta sind eigentlich nur römische Katholiken zugelassen. Papst Franziskus feiert diese tägliche Messe bewusst als Bischof von Rom und lässt den Gläubigen seines Bistums dieses Privileg. Jedoch gibt es Ausnahmen, schrieb uns Bischof Pickel. Eine davon war der 7. März. Aus Anlass ihres 25-jährigen Ordensjubiläums durften die Eucharistieschwestern Emilia Ruder und Maria Behm an der Messe teilnehmen. Schwester Maria Lena, eine mexikanische Missionsklarissin, die schon über viele Jahre in Saratow lebt, war für eine dritte Eucharistieschwester eingesprungen, die nicht kommen konnte. Damit gab Papst Franziskus dem Dienst der Schwestern ein ungewöhnliches und geschwisterliches Zeichen der Anerkennung.

Mit großer Freude erlebten die drei Schwestern die Begegnung mit dem Papst. Foto: privat.

NACHRUF

Nach schwerer Krankheit verstarb am 7. März 2019 die Gründerin des Vereins Perspektiven, Margarete von der Borch, im Alter von 53 Jahren.

von Ottmar Steffan

Margarete von der Borch starb im März im Alter von 53 Jahren. Foto: privat.

Während ich im März in Novosibirsk war, erhielt ich per SMS die traurige Nachricht von Margaretes Tod. Mit ihr geht ein Mensch, der mit seiner besonderen Ausstrahlung vieles für Menschen mit Behinderung in St. Petersburg und weit darüber hinaus bewegt und erreicht hat, was zu Beginn ihres Engagements kaum jemand für möglich gehalten hätte. Ihre Begeisterung war unendlich ansteckend. „Damit das Mögliche entsteht, muss immer das Unmögliche versucht werden." Nach diesem Spruch von Hermann Hesse hat sie gehandelt. Mit großem Respekt vor Ihrer Lebensaufgabe trauern wir mit ihrer Familie, ihren Freunden, Weggefährten und allen Mitarbeitern und Freiwilligen von Perspektiven und Perspektivy.

Der Verein Perspektiven verschickte anlässlich des Todes am 7. März folgende Mail: Liebe Margarete! Wir müssen uns von dir verabschieden – heute hinterlässt du uns im Leben. Wie man es durch Freude, Nächstenliebe und Freundschaft gestalten kann, dieses Leben, das hast du uns in aller Fülle und Intensität gezeigt. Mit deiner unwiderstehlichen Offenheit und Güte warst du überzeugt davon, dass wir diese Welt zu einem besseren Ort machen können und hast mit deinen Ideen und deiner Tatkraft so viele Menschen angesteckt und mitgenommen. Darum konnten „Perspektiven" entstehen, darum wurde ein besseres Leben für viele benachteiligte Kinder, Jugendliche und Erwachsene in und um St. Petersburg möglich, dadurch haben sich Visionen für eine Zukunft eröffnet, in der mehr Menschen einen guten Platz auf der Welt haben. Es ist unendlich traurig, dass du nicht mehr da bist. Es ist unendlich schön, dass du da warst! Die offene Tür und der gedeckte Tisch in St. Petersburg, Berlin und Holzhausen, die Ideenfeuerwerke in Gesprächen, deine Sensibilität dafür, was Menschenrecht und Menschenunrecht ist – das und vieles, vieles mehr nehmen wir als Geschenk von dir mit. Danke, liebe Margarete! Deine PerspektivlerInnen.

Wir über uns

Seit mehr als 20 Jahren hat es sich die Russlandhilfe EINE KUH FÜR MARX zur Aufgabe gemacht, bedürftigen Menschen in Russland zu helfen und die Caritasarbeit vor Ort zu unterstützen.

Mit Ihren Spenden können folgende Projekte unterstützt werden:

- Kuhprojekt
- Mutter-und-Kind-Häuser
- Kinderzentren
- Obdachlosenhilfe
- Häusliche Krankenpflege
- Priester- und Schwesternhilfe
- Notfallhilfe

Die Vernetzung von Hilfsangeboten, Austausch- und Begegnungsprogrammen sowie die Einbindung von Ehrenamtlichen ergänzen die Projekte vor Ort.

Unterstützen Sie unsere Arbeit durch freiwilliges Engagement oder durch Spenden!

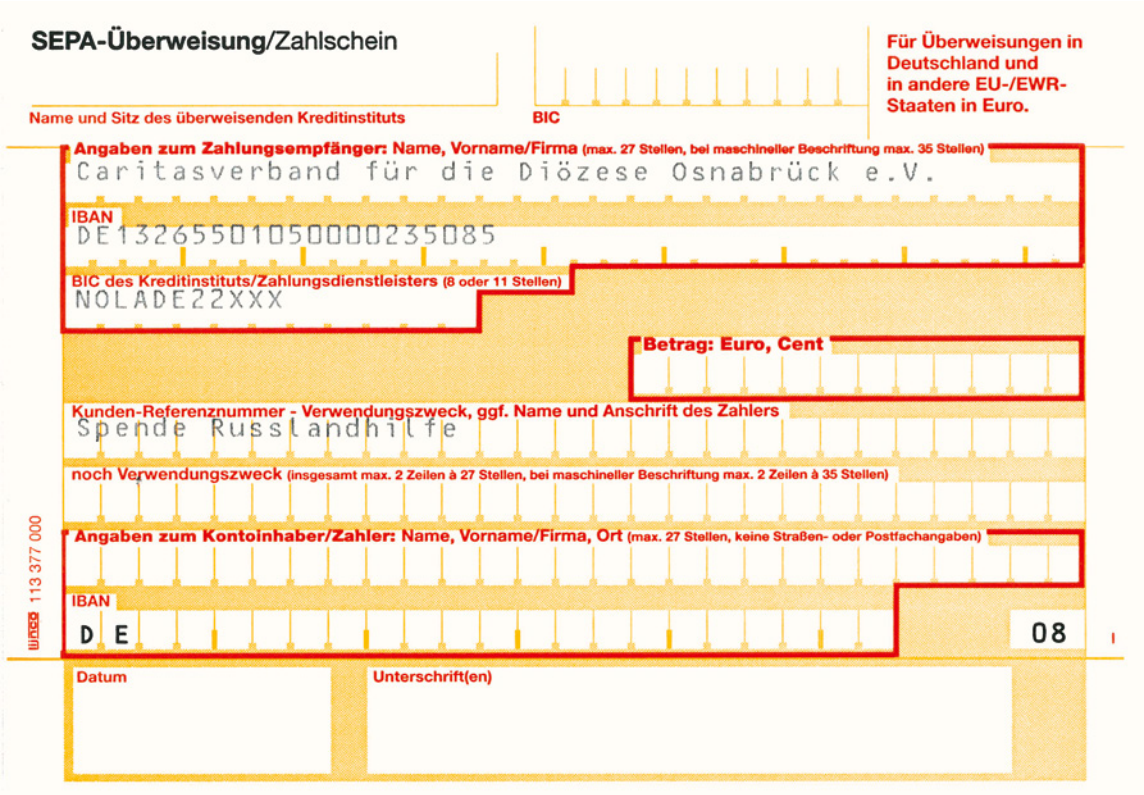
Impressum:

EINE KUH FÜR MARX – die Russlandhilfe des Caritasverbandes für die Diözese Osnabrück e.V., Knappsbrink 58, 49080 Osnabrück

www.eine-kuh-fuer-marx.de
www.blog.eine-kuh-fuer-marx.de

Redaktionsverantwortlich:
Ottmar Steffan, 0541/34978-164
osteffan@caritas-os.de

Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in der Regel die männliche Schreibweise. Wir weisen darauf hin, dass sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint ist.

Titelfoto: Jan-Philip Bünker

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier aus verantwortungsvollen Quellen